

Zeitschrift: Jahrbuch des Historischen Vereins des Kantons Glarus
Band: 66 (1977)

Rubrik: Aus dem Leben des Vereins

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

AUS DEM LEBEN DES VEREINS

Jahresberichte

MCMLXXV

Das Jahr 1975 ist durch das endliche Erscheinen des lange geplanten Jahrbuches Nr. 65 ein wichtiges nicht nur für die Vereinsgeschichte, sondern auch für den Gegenstand unserer Vereinstätigkeit, für die Vorstellungen von der Geschichte des Kantons Glarus. Jakob Winteler's «Geschichte des Landes Glarus»¹ hat jetzt eine weite Vorhalle erhalten, über die sich der Verfasser — es wird ja diesen Herbst schon zehn Jahre her sein, daß er von uns geschieden ist! — am meisten mit uns freuen würde. Den Anfang der neuen Errungenschaften, F. Leglers und R. Laurs römische Funde, hat er eben noch erlebt.

Wir wissen nun etwas über die Römische Zeit, können annehmen, die Germaneneinfälle in der Mitte des 3. Jahrhunderts hätten auch unser Gebiet berührt und ihre Zerstörungen angerichtet, und wir wissen durch die Ausgrabungen von Herrn Professor Sennhauser nun doch auch einiges wenige über das Frühmittelalter. Wenn es schon im 6. Jahrhundert im heutigen Glarus ein Kirchlein gab, im 8. oder 9. Jahrhundert nicht weit davon entfernt eine Michaelskapelle, so ist der Flecken Glarus älter als die andern Kantonshauptorte ohne römische Wurzel. Vieles bedürfte da noch näherer Aufhellung, einiges wird sicher auch noch besser erkannt werden können. Aber jetzt schon geben die Ergebnisse, die in unserem 65. Jahrbuch niedergelegt sind, auch dem nicht selbst forschenden, sondern einfach nachdenklichen und besinnlichen Geschichtsfreund vieles an die Hand. War vorher die Ereigniskette der Völkerwanderung — auf französisch: L'invasion des barbares — graue Schulbuchweisheit, so blicken wir jetzt auch in der Heimat in eine Kulturkatastrophe größten Ausmaßes hinein. Die Erholung daraus brauchte Jahrhunderte. Aber es gab wenigstens das Christentum, das die Kontinuität zwischen alter und neuer Welt wahrte und zum Aufbau einer neuen Zeit unermesslich viel beitrug, auch wenn wir gerade für Glarus hier nicht mehr eine festumrissene persönliche Gestalt am Werke sehen können.

Wer, wie der Sprechende, nicht sehr zuversichtlich in die Zukunft blicken kann, muß im Stillen fürchten, es könnte unseren Nachfahren eine Katastrophe noch tiefer greifenden Ausmaßes als die Völkerwanderung drohen. Nicht nur Gegenwartsbeobachtung, sondern auch historische Erkenntnisse, wie sie unser Jahrbuch vermittelt, können zu einiger Einsicht beitragen. Von der Einsicht zur Hilfe allerdings ist es ein weiter Weg, wenn es überhaupt einen gibt. Wenn ja, so muß er jenseits des historischen Bereiches liegen.

Das Jahrbuch, das zu solchen und ähnlichen Gedanken Anlaß bieten kann, brauchte zu seiner Realisierung außerordentlich viel Zeit; es trägt denn auch noch die Jahresangabe 1974. Auf sein Werden wollen wir nur insofern eintreten, als wir um Nachsicht bitten für einen auch uns ganz unbegreiflichen Betriebsunfall. Seite 264 steht nämlich statt des Namens Elmer der Name Menzi. Aus dem Literaturbericht, der gleich folgt, ersehen Sie, daß der Vereinsleiter und Jahrbuchredaktor sehr wohl weiß, wer die Niederurner Geschichte geschrieben hat. Er hat sich sogleich auch bei dem Betroffenen persönlich entschuldigt. Mit Dank darf es registriert werden, daß die Buchhandlung Baeschlin das Jahrbuch auch in Buchform, mit dem Untertitel: «Aus der frühesten Geschichte eines schweizerischen Alpentaales» herausgebracht hat. Sie hat damit zur weiteren Verbreitung des Werkes ganz wesentlich beigetragen und dem Verein auch einen hübschen Beitrag an die Kosten eingebracht; einen ebensolchen erbrachte der Verkauf von 1000 Sonderdrucken an den Schweizerischen Burgenverein. Endlich bedeuten die sehr schönen freiwilligen Beitragserhöhungen von gegen 2000 Franken seitens sehr vieler Mitglieder für unsere Kasse eine wesentliche Erleichterung. Es könnte darin darüber-

¹ Band I, Glarus 1952.

hinaus geradezu ein stillschweigendes Plebiszit für eine Ansetzung des Jahresbeitrages auf Fr. 20.— gesehen werden. Oder sollte die seither eingetretene Rezession solche Interpretation nicht mehr erlauben?

Außer der anerkennenden Würdigung durch Herrn Dr. F. Stucki in den Glarner Nachrichten ist uns bisher keine Besprechung zur Kenntnis gekommen (und dies gilt auch noch am Ende des Jahres 1976!). Aber einige persönliche Äußerungen aus den ersten Tagen und Wochen nach dem Erscheinen liegen uns vor, die, in kurzen Auszügen wenigstens, auch manche Mitglieder interessieren dürften. Schon am 10. Mai schrieb Prof. Gg. Thürer: «Das neueste ‚Heft‘ ist eines der wertvollsten der ganzen Reihe. Es war ein sehr fruchtbarer Leitgedanke, die neuen Beiträge zur Frühgeschichte zu sammeln. Wie ganz anders sieht die älteste Glarner Geschichte nun heute aus.» Und Dr. iur. Lucas Burckhardt, wie Thürer im Glarnerland als Pfarrerssohn aufgewachsen, schreibt einen Tag später, er habe das vor zwei Tagen eingetragene Buch in einem Zuge durchgelesen. Neben manchen Einzelbeobachtungen lesen wir da: «H. R. Sennhausers archäologisches Genie ist verblüffend». Und nun einige Stimmen, auch da nur Auswärtige, aus den späteren Tagen des Monats Mai:

Prof. Reinle: «Wie spannend die Resultate der Kirchengrubungen, wie erfrischend die neue Sicht der Fridolins-Vita. Das sind wahre Marksteine der Forschung und werden lange nachwirken und vorbildlich sein.» Pater Iso Müller empfing das Buch gerade am Tage seines Namensheiligen: «Eine größere Freude hätten Sie mir gar nicht machen können als die Übersendung des so gewichtigen Bandes über die frühe Zeit von Glarus.» Dr. Karl Schib: «Als Fricktaler, Sohn eines Fridolin, interessiert mich in erster Linie die Arbeit von Berthe Widmer... Die Vita selber war mir in ihrer ganzen Primitivität nicht mehr ganz präsent: aber sie ist ja echt merowingisch.» Endlich Prof. Werner Kaegi: «Ich finde den Nachweis, daß in der Fridolinsvita eine sehr alte, aus der Zeit Chlodwigs stammende Vorlage steckt, völlig überzeugend, umso mehr, als der Stilunterschied zwischen der Vita und den Wundergeschichten ein so bedeutender ist, daß die beiden Parteien nicht nur verschiedenen Ländern, sondern verschiedenen Jahrhunderten angehören müssen.» Und Prof. Sennhauser im Laufe des Sommers: «Das Jahrbuch... ist eine Langzeit-Investition, modernistisch ausgedrückt; es wird sich erst allmählich zeigen, wie dankbar man doch allgemein ist, wenn statt Schnitzel und Abfälle ein geplantes und sorgfältig durchgeführtes Ganzes vorliegt».

Schon sind im Stillen weitere Jahrbücher geplant, indes setzen unsere Finanzen einer Realisierung enge Schranken.

Fünf Einzelvorträge wurden im abgelaufenen Jahre gehalten. Es sprachen Peter Stolz (in Vertretung des krankheitshalber verhinderten Prof. Mattmüller) über «Wirtschaftliche Entscheidungen im Basel des 18. Jahrhunderts», eine historisch unterbaute soziologische Betrachtung, Frau Elisabeth Thomann über «Vergessene Glarner Bräuche», H. R. Comiotto über «Glarnerische Mundartdichtung» (insbesondere über Caspar Streiff), Prof. Mattmüller über «Die Hungersnot von 1770/71 in Basel» und Max Triet über «Der Suter-Handel in Appenzell». Da die Vortragsreferate wiederum im nächsten Jahrbuch erscheinen sollen, gehen wir an dieser Stelle inhaltlich nicht auf die Vorträge ein. Den ganzen September-Zyklus, der wiederum gemeinsam mit dem Lehrerverein veranstaltet wurde, bestritt Dr. Jürg Davatz mit vier 1½ stündigen Lichtbildervorträgen über «Aus der Kunstgeschichte des Glarnerlandes», die manchen die Augen öffneten für Schönes im engsten Umkreis, was sie bisher ganz übersehen hatten. Ein Heft mit den Zeitungsreferaten über diese Vorträge ist im Buchhandel erhältlich (siehe auch unten!).

Endlich wurde auch wieder eine Exkursion veranstaltet, und zwar unter dem Motto «Exkursion ins alte Vorderösterreich»². Wir durften uns in Königsfelden durch Professor Reinle führen lassen, in Säkingen durch denselben wie durch Dr. F. Jehle, der leider seither verstorben ist. Säkingen und Glarus sind ja bis heute durch die Gestalt des h. Fridolin verbunden. Die Exkursion bildete so wenigstens in kunsthisto-

² Das «Merkblatt», das vor der Exkursion verteilt wurde, findet man unten, S. 96 ff., in bereinigter Form gedruckt.

rischer Hinsicht sozusagen den festlichen Epilog zu unserem Jahrbuch, für das übrigens auch in Säckingen einiges Interesse bestand. Andererseits war es leider keinem unserer Mitarbeiter möglich, der Einladung, an der Exkursion als Ehrengast teilzunehmen, Folge zu leisten.

Weiteres unternahm der Verein nicht. Nachtragen möchten wir, daß er an der Glarner Tagung der «Amis de Versailles» anno 1973 vertreten war durch den Vicepräsidenten, Herrn Ständerat Stucki, der ein Referat über das Glarnerland darbot, und durch den Aktuar. Im laufenden Jahre wurde der Präsident trotz seinen Jahren nochmals stärker als in den vorhergegangenen für allerhand Einführungen in Anspruch genommen. Er hielt in der Kantonalen Handelsschule in Basel einen Vortrag über «Glarus und seine Landsgemeinde. Zur Landsgemeinde 1975» (ein Exemplar liegt auf der Glarner Landesbibliothek auf) für Lehrer, die einen Landsgemeindebesuch planten, einen solchen über den «Freulerpalast einst und jetzt» für einen Kreis von Zürcher Professoren, endlich führte er zwei Gruppen von Alten Herren einer Zürcher Studentenverbindung durch das Dr. Kurt Brunner-Haus im Sand in Glarus, alles natürlich im vollen Einvernehmen mit den eigentlich zuständigen Herren. Neben solchen kleinen Mühen hat aber das Präsidium auch Genüsse vermittelt. So durfte der Präsident mit seiner Gattin den reichen Glarner Kirchenschatz unter der kundigen Führung von Herrn F. Jakober in der neuen Aufstellung, die er ihm hat geben können, betrachten und anschließend an einem vom Katholischen Kirchenrat dargebotenen Nachtessen teilnehmen. Seither ist im Mitteilungsblatt der Schweizerischen Gesellschaft für Kunstgeschichte ein interessanter Aufsatz über ein Hauptstück dieses Kirchenschatzes von J. Davatz und F. Jakober erschienen (1).

Bevor wir zwei Worte über unsere Mitglieder sagen, sei noch kurz über die Vereinsmauern hinausgeblickt. Daß im Kanton Glarus auch von anderer Seite an der Erforschung und der Erhaltung des guten Alten viel geleistet wird, kann niemanden mehr freuen als den Historischen Verein. Und wenn nun im Jahre des Denkmalschutzes zwei Glarner Gemeinden internationale Anerkennung erfahren haben, so sei der Freude darüber, wenn auch sehr spät, auch an unserer Vereinsversammlung Ausdruck gegeben. — An der Jahresversammlung der in solcher Hinsicht besonders verdienten glarnerischen Vereinigung für Heimatschutz mit dem Vortrag über das Stählihaus in Netstal konnten wir leider nicht teilnehmen.

Und nun die Mitglieder. Zu Ehren von zwei Toten erheben wir uns von den Sitzen: Pfarrer Alois Walz und Alt-Bankdirektor Heinrich Knüsli, beide in Glarus wohnhaft gewesen. Vier Mitglieder sind ausgetreten. Zum Neueintritt haben sich angemeldet Herr Pfarrer H. J. Albrecht, Glarus, Herr Dr. med. R. Dahler, Glarus, Frau Ursula Eberle, Ennenda, Herr Werner Leisinger, Ennenda, Herr Erwin Müller, Näfels, Herr Rolf Oertli-Sollberger, Ennenda, Herr Pfarrer Konrad Schönenberger, Matt, Fräulein Elsbeth Vögeli, Ennenda, und Herr Dr. med. P. Wagner in Glarus. Die Mitgliederzahl betrug auf Ende 1974 285, auf Ende 1975 288.

Zum Schluß kommen wir der angenehmen Pflicht nach, eines besonders verdienten langjährigen Mitgliedes ehrend zu gedenken. Aus der Tagespresse war so viel über Herrn Walter Blumers Sammlung historischer Landkarten und seine kartographischen Forschungen, über seine großmütigen, Schenker und Beschenkte in gleicher Weise ehrenden Vergabungen an den Kanton Glarus und über seine Ernennung zum 3. Preisträger des Glarner Kulturpreises zu vernehmen, daß wir nichts hinzuzufügen brauchen, es sei denn, daß auch unser Verein seiner Freude gerne Ausdruck gibt. Daß auswärtige Glarner an ihrer alten Heimat ganz besonders hängen, hat sich einmal mehr bestätigt.

II.

Wie in früheren Jahren, so sei auch diesmal endlich wieder dem Geschäftsbericht — wie übrigens im Winterprogramm angekündigt — ein kleiner Literaturbericht angefügt. Er geht vom Kantonalen über das, was von der Sache her mit diesem verwandt ist, über zu dem allgemein Interessanten, wird aber auch da und dort an Grenzen stoßen und so eben auch von den Grenzen des geschichtlichen Interesses zu sprechen haben.

In den vergangenen zwei Jahren sind in unserem Kanton zwei Dorfgeschichten, eine große familiengeschichtliche Monographie, eine umfangreiche Biographie, eine Klostersgeschichte, ein Aufsatz, wie schon erwähnt, über einen Kirchenschatz, ein Büchlein über die Geschichte der politischen Presse und endlich eine Allgemeindarstellung erschienen, alles Publikationen ohne irgendwelchen Zusammenhang mit dem Historischen Verein, manche von ihnen gewiß unter beträchtlichen persönlichen Opfern zustande gekommen. Dazu kämen noch die mancherlei dorfgeschichtlichen Aufsätze in der Tagespresse, zumal auch die kunstgeschichtlichen, seitdem ein Inventarisator im Kanton tätig ist.

Die «Beiträge zur Biltner Geschichte» von *Franz Winteler* erschienen 1973 (2) und die «Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Niederurnen» von *Jakob Elmer* 1974 (3), beide von Thoma u. Co. in Niederurnen gedruckt und verlegt. Die beiden kleinen Bücher gehören nicht zu der Kategorie jener Dorfgeschichten, die sozusagen den weltgeschichtlichen Entwicklungsgang, auf eine enge lokale Einheit reduziert, nachzeichnen, wie es jüngst auf mehr als 700 Seiten für Wohlen im Freiamt wiederum getan worden ist (4). Zu solchem Unternehmen bedarf es des gelehrten Berufshistorikers.

Daß auch heimat- und geschichtsverbundene Laienhistoriker durch strenge Konzentration auf die dörflichen Gegebenheiten und ihre Überlieferung für ihre Mitbürger etwas Schönes und durch einzelne Bausteine auch für weitere Kreise Brauchbares schaffen können, ist uns durch die Herren Winteler und Elmer dargetan worden. Beide übrigens, Elmer noch mehr als Winteler, sind dadurch klassischer Geschichtsschreibung verbunden, daß ihnen die Aufstellung von Ämterlisten sehr am Herzen liegt. Die römischen *fasti consulares*, die Verzeichnisse der Konsuln oder Landammänner, waren ja immer wieder nachgeführt und auf Geheiß von Augustus gar auf dem Kapitol eingemeißelt worden. Sie gehören, soweit erhalten, zu den Grundbestandteilen der römischen Überlieferung, zum Gerüst der römischen Geschichte.

Im dem Biltner Buche kann vor allem der umfangreichste Abschnitt «Der Biltner Dorfbach» auch über das Dorf hinaus Interesse erwecken. Die Naturgewalten müssen besiegt sein, bevor ein Dorf im Frieden und Gedeihen leben kann. Ob aber forcierte Industrialisierung eines bisherigen Bauerndorfes dazu dient, beurteilen wir aus ganz geänderter Situation heraus wohl nicht mehr gleich optimistisch wie der Verfasser. — Beim Niederurner Buch ist der Titel fast zu bescheiden, liegen doch hier nicht nur Fragmente einer Geschichte, sondern eine wirkliche Geschichte des Dorfes vor uns. Elmer konnte an die Vorarbeit von Arnold Wydler anknüpfen, der s. Z. viel im Landesarchiv arbeitete, und er konnte für das auch hier besonders gewichtige Kapitel über den Dorfbach auf eine fast verschollene Bachgeschichte von Fridolin Stüßi aus dem Jahre 1913 zurückkommen, ja, sie auf weite Strecken hin fast wörtlich wiedergeben. Es war ein Glücksfall, daß das möglich war. Winteler hatte keinen solchen Vorgänger zur Verfügung. Dafür kann aber Elmer eine ganze Reihe weiterer Kapitel auf Grund der Quellen neu gestalten, aufschlußreich gestalten. Es sei uns gestattet, eine Tatsache herauszugreifen, die im Vorübergehen erwähnt ist, die aber für die ganze Zeit des Ancien Régime, das in dieser Hinsicht bis zur Bundesverfassung von 1874, die ja erst die Glaubens- und Gewissensfreiheit gebracht hat, repräsentativ ist und deshalb auch außerhalb der Dorfgemarchung interessieren kann. Es wird da (S. 51) ausgeführt, einige katholische Niederurner, die nach Oberurnen oder Näfels ausgewandert waren, seien im Laufe der Zeit wieder in ihre alte Heimat zurückgekehrt, «weil sie noch Nutzer des Alp- und Tagwenrechtes waren». Eine Kapelle ihrer Konfession aber durften sie nicht bauen, doch der Kirchweg war weit, und so blieben sie öfter zu Hause. 1790 mußten zwei Brüder vor den Rat zitiert werden, weil sie, ohne eine Messe besucht zu haben, an *Mariae Lichtmeß* im Walde der Arbeit oblagen. Deswegen mußte der eine der Brüder, Oswald — der andere leistete der Aufforderung keine Folge — vor dem Landammann kniend einen ernsten Zusage anhören, und zur Buße sollte er ein halbes Jahr lang alle Sonn- und Feiertage das Amt und die Predigt in Näfels und zu Oberurnen die Christenlehre besuchen. Über den abwesenden Bruder wurde dieselbe Strafe verhängt. Noch sei bemerkt, daß Elmer auch alte Flurnamen geschickt für seine Fragestellungen zu ver-

wenden weiß. Er gibt uns auch einen Einblick in den Reichtum des Niederurner Gemeindearchivs. Ein Nachteil, der aber selbstverständlich nicht zum Vorwurf gemacht werden darf, ist, daß diese Laienhistoriker zu wenig belegen, was sie mitteilen, ein weiterer, daß der eine von ihnen nicht einmal ein Inhaltsverzeichnis beigibt. Gute Photographien, bei Elmer auch nach alten Dokumenten und Ansichten, zieren beide Bände.

An die Dorfgeschichten mag angereicht werden die «Geschichte der Stucki-Familien von Oberurnen GL», von Sekundarlehrer und Schulinspektor *Franz J. Stucki* (5) in Horw, ein Werk von 300 A 4-Seiten. Der Verfasser hat es sich nicht leicht gemacht. Eine immense Arbeit ist in dieses Werk investiert, er muß jahrelang in seiner Freizeit über dieser Geschichte seiner Vorfahren, die er durchaus als ein Stück «Geschichte» darstellt, zugebracht haben. Er benutzt natürlich Kubly-Müller, schreibt ihn aber nicht einfach aus, sondern sucht mit Hilfe von Pfarrer Thürers Kollektaneen, und damit mittelbar des Landesarchivs, weit über diesen zurückzukommen und vor allem die Familiengeschichte vor 1650 zu erfassen. Andererseits greift er dann doch auch über diese Grenze hinaus und stößt in die neuere Zeit vor. Und nun vernachlässigt er auch die Frauenseite nicht. So sind die ausführlicheren Lebensbilder, die er beigibt, meistens solche von Männern, die nicht Stucki hießen, aber mit den Stucki verschwägert waren. Doch mögen andere urteilen. Ihr Präsident ist alles andere als ein Familienhistoriker, so gerne er oft und oft von einzelnen Resultaten dieses Forschungszweiges Gebrauch macht, und kann diejenigen, die Geschichte gern unter dem Blickwinkel einer Familie betrachten, nur einfach mit allem Nachdruck auf Franz Stuckis Werk aufmerksam machen. Es ist übrigens bereits 1974 erschienen.

Bei der Bachmann-Biographie unseres Staatsarchivars Dr. *Hans Laupper* (6), die in Freiburg i. Ü. als Inauguraldissertation eingereicht wurde, könnten wir einfach auf die vorzügliche Rezension von Pater Volkmar Sidler in den Glarner Nachrichten (3. Okt. 1975) hinweisen. Denn auch unsere eigene Lektüre hat nicht viel mehr ergeben können, als daß wir hier eine mit größtem Fleiße unter Heranziehung auch weit entlegenen Materials unternommene Biographie eines hohen Schweizer Offiziers vor uns haben, ein Thema, das allen Bemühungen zum Trotz sich als nicht sehr dankbar erweisen sollte. Wir wissen jetzt mehr über Bachmann als irgendjemand vor unserem Autor, weit mehr als ein Schultheiß F. E. von Fischer oder als unser einstiger Vereinspräsident Friedrich August Dinner, die einst speziell über ihn geschrieben haben, mehr erst recht als alle Gesamtdarstellungen der Schweizergeschichte, *aber*, eine sprichwörtliche Wendung zu gebrauchen, der «Bär ist durch das Lecken nicht zu einem Affen geworden» oder «der Rabe ist durch alles Waschen nicht weiß geworden». Wir möchten jene Episode des Einfalls im Burgund, zumal mit ihrem auch für uns so schmähhlichen Verlauf, in unseren Geschichtsbüchern lieber missen, so wie auch der 300 Jahre früher unternommene Zug nach Dijon keines ihrer Ruhmesblätter darstellt. Daß in casu — das gilt aber nicht in außenpolitischer Hinsicht, gilt nicht für unsere Neutralitätsgeschichte, auf der nun einmal der schwarze Fleck bleibt — daß in casu, sage ich, viele mildernde Umstände personeller und organisatorischer Natur anzuführen sind, die Bachmann, einen integren Mann, der den vorrevolutionären Traditionen die Treue hielt, entlasten, sei immerhin festgehalten. Hier, in der Einbettung der Gestalt in ihre Umgebung, in den großen weltpolitischen Zusammenhang jener Tage, liegt überhaupt ein Hauptverdienst des Autors. Andererseits wäre es, so meinen wir, schön, wenn Herr Laupper, der sich mit Bachmann so tief in die Geschichte seiner Wahlheimat Näfels eingelassen hat, gerade zur Näfelser Geschichte, zur Geschichte von Katholisch Glarus, im Laufe der Jahre weitere Beiträge bieten könnte. In quellenkundlicher Hinsicht würde es ihm gewiß gleich ergehen wie bei Bachmann: man würde die wenigsten Quellen in Näfels selbst finden. Und doch sind auch diese lokalen Quellen, wie uns der Vortrag von Konservator Albert Müller, der nicht mehr in die Berichtszeit gehört, wieder gezeigt hat, bei weitem nicht ausgeschöpft.

Einen neuen Beleg hierfür bietet auch die Näfelser Klostersgeschichte von Pater *Polykarp Schwitler* (7). Das Kapuziner-Kloster Maria-Burg in Näfels wurde 1675 als letzte der schweizerischen Kapuzinerniederlassungen gegründet. Es war einzig

durch sein Dasein ein Stück Gegenreformation, nicht durch sein Wirken. Ein ganzer Band ist ihm nun zur Dreihundertjahrfeier gewidmet worden, ein Werk großer Hingabe, das gerade dem Außenstehenden manchen interessanten Einblick gewährt.

Ein Stück Vergangenheit, das mitten in unsere Gegenwart hineinragt und sich in ihr immer neu bewährt, ist ein solches Kloster. Ein Stück Gegenwart, das indes nun auch schon eine gar nicht so kurze Geschichte hat, ist das politische Kampfmittel der Presse. In zwei der uns zugekommenen Jahrbücher (Schwyz und Schaffhausen) sind dickleibige pressegeschichtliche Dissertationen abgedruckt, die wir übergehen zu können glaubten. Nicht übergehen können und wollen wir Dr. *Fritz Stuckis* Aufsatz «Zur Geschichte der politischen Glarner Presse» (8), eine Broschüre von 24 Seiten, die uns erst vor ganz kurzem zugekommen ist. Sie führt vom «Wochenblatt für den Kanton Linth» in großen, übersichtlichen Zügen zur «bürgerlichen Regionalzeitung» unserer Tage. Der Autor zieht über den vielen einzelnen, meist sehr kurzlebigen Zeitungsorganen auch die großen politischen Strömungen des Altliberalismus und des Demokratismus in den Kreis seiner Betrachtung und bringt auch viel Interessantes bei zu den Redaktorenpersönlichkeiten. Die Berufsjournalisten sind sehr selten unter ihnen, fast alle waren auch politisch führende Männer. Besonders feine Würdigung ist Hans Trümpy, der in seiner Person die Wendung vom Parteiblatt zur allgemeinen Landeszeitung anbahnte, zuteil geworden. Der Historiker mag einzig bedauern, daß, was weiter links als die Demokraten steht, gar nicht berücksichtigt ist.

Die schließlich anzuzeigende Gesamtdarstellung (9) ist im Rahmen einer von einem westschweizerischen Verlag veranstalteten Reihe bebildeter, und zwar glanzvoll und reich illustrierter kantonaler Monographien erschienen. Die neuen Bilder des vorliegenden Bandes «Glarus» überwiegen an Umfang den Text bei weitem. Wieviel aber der gelehrte Alt-Landammann, Dr. *Fritz Stucki*, als Ungelehrter zu Ungelehrten sprechend, auf den zehn vollen Textseiten an Information zu bieten vermag, das ist reizvoll zu verfolgen. Der unkundige Außerkantonale oder gar Ausländer erfährt durch diese geschickte Einführung viel. Man möchte wünschen, der Autor möchte als Gelehrter für historisch Gebildete in den Monographien zur Schweizergeschichte (II. Reihe) eine knappe, auf den neuen Stand der Dinge gebrachte Geschichte des Kantons Glarus niederlegen, wie sie für Zug bereits existiert.

Ein merkwürdiges Zusammentreffen war es, daß sozusagen gleichzeitig mit dem «ältesten Glarus» eine Sammlung von Monographien, alle dem Fridolinsmünster in *Säckingen* gewidmet (10), erschienen ist, die auf lange hinaus, d. h. bis die Kunstdenkmäler-Inventarisierung von Baden-Württemberg vorliegen wird, in originalen Arbeiten zusammenfassen, was heute über den Bau und seine Geschichte bekannt ist. Einige Aufsätze sind geradezu kunsthistorische Kostbarkeiten, in erster Linie natürlich der Aufsatz von Professor Adolf Reinle. Welcher gewöhnliche Geschichtsschreiber kann mit so viel Analogien, Beispielen und Gegenbeispielen arbeiten wie dieser moderne Kunstgeschichtsschreiber, ohne daß er doch das Hauptobjekt seiner Darstellung irgendwie aus den Augen ließe! Eine Parallele zur Glarner Kirchengräbergrube von 1968 stellt diejenige von *Schwyz* dar, die bereits drei Jahre früher stattgefunden hat (1965), aber auch erst jetzt, fast gleichzeitig mit unserem Ausgrabungsbericht publiziert worden ist (11). Wir können nur auf das ebenso interessante wie reichhaltige Heft unserer Nachbarn hinweisen und das Fazit festhalten, daß in Schwyz der älteste Kirchenbau, St. Martin, erst für das frühere oder mittlere 8. Jahrhundert bezeugt ist und auch die reichen christlichen und vorchristlichen Gräberfelder den Flecken nicht über das 7. Jahrhundert hinaus verfolgen lassen, so daß für wahrscheinlich gelten muß, daß die Gegend von Schwyz vorher unbesiedelt war. Glarus — Kirche wie Flecken — ist älter, wenn auch nicht sehr viel älter. Aber nun scheinen wir auf dem besten Wege zu sein, auf archäologischem Wege, nicht etwa durch linguistische Rückschlüsse, noch weiter zurückzukommen, nicht was die Christianisierung, aber was die Siedlungskontinuität des Tales anbetrifft (12). Und nun erhalten wir auch noch die entsprechenden Aufschlüsse über *Altdorf* (13), und zwar in dem uns erst in den letzten Wochen zugekommenen neuesten Historischen Neujahrsblatt, einem mustergültigen kantonalen Jahrbuch von sehr reichem Inhalt. «Zu den

kirchlichen Anfängen von Altdorf» ist der darin zu lesende Aufsatz von P. Iso Müller überschrieben. Auch Iso Müller kann von einer subtilen Ausgrabung H. R. Sennhauers ausgehen; sie fand schon 1969 statt. Der als solcher unveröffentlichte Grabungsbericht kommt zum Schlusse: «Altdorf ist nicht eine junge Tochtergründung, sondern dürfte von Anfang an die Mutterkirche des Landes gewesen sein.» Sennhauer datiert den ersten Bau in die Zeit um 700. Die weiteren Ausführungen Iso Müllers nun aber lassen hier die Dinge etwas komplizierter erscheinen, da auch Bürglen und Silenen uralt zu sein beanspruchen. Das ist in der Abhandlung selbst nachzulesen. Im Vergleich zu Glarus mag namentlich dreierlei interessieren. Das Patrocinium ist dasselbe wie in Schwyz: St. Martin ist der Kirchenpatron, jener Heilige, der den älteren Hilarius, den Patron von Säckingen und Glarus, weitgehend verdrängt hat. Dann ist der bauliche Typus des ersten, durch Ausgrabung erschlossenen Kirchenraumes nicht ein rechteckiges Saalkirchlein, sondern ein sich dem Quadrat annähernder Raum, dessen Parallelen eher in das burgundische Gebiet und ins Wallis hinüberweisen denn nach Rätien. Endlich deutet eine Bemerkung Iso Müllers (S. 132) für Altdorf eine Siedlungskontinuität von römischer Zeit her an, die nie Intervall oder gar Abbruch erfahren hätte, dergestalt, daß Altdorf also älter als Schwyz und Glarus wäre.

Vor sechs Jahren haben wir das Auswanderungstagebuch des Matthias Dürst (1845) herausgegeben (Jb. 63, 1970), ein wertvolles persönliches Dokument, aber gerade, daß wir das document humain als solches ernst nahmen, hat uns neben dem Lob auch Tadel eingetragen (Rez. in der SZG, 1970, S. 661—663). Der Verfasser dieser kritischen Besprechung, Berthold Wessendorf, stellt nun das Phänomen der Auswanderung im 19. Jahrhundert für das relativ große Gebiet des Kantons Aargau dar auf Grund massenhafter Materialien, die dazu verhelfen sollen, sozialgeschichtliche Fragestellungen zu beantworten. Wir dürfen diejenigen, die sich für solche Dinge besonders interessieren, mit Nachdruck auf «*Die überseeische Auswanderung aus dem Kanton Aargau im 19. Jahrhundert*» (14) aufmerksam machen. Der Aargau dürfte weitherum das einzige Gebiet sein, das eine so eingehende Auswanderungsgeschichte besitzt. Für Glarus ist mit Matthias Dürst ja nur das *eine* Jahr 1845 ins Auge gefaßt, aber glarnerische Auswanderung gab es vor- wie nachher, ein Thema, das der Behandlung als Ganzes also für unseren Kanton noch harret. Was Wessendorf betrifft, so wäre kritisch anzumerken, daß das, was er bringt, eigentlich noch nicht im vollen Sinne Geschichte ist, sondern eben eine sozialgeschichtlich ausgerichtete spezielle Monographie. Sonst könnte er nicht die Jahre 1820—1845 als «Die ruhigen Jahre» überschreiben, während es doch für das Gesamtdasein des Kantons die allerunruhigsten waren. Sozialgeschichte in Ehren, aber auch sie muß zum Ganzen führen und darf nicht ein isoliertes Außenbollwerk der Geschichtswissenschaft bleiben. Nun aber ist zum guten Glück in der Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde — dieser neueste Jahrgang zeichnet sich auch sonst durch ungewöhnliche Qualität aus — noch eine andere neue Auswanderungsstudie erschienen (15). Sie stammt von einem Autor, der im Glarnerland noch in guter Erinnerung sein dürfte, dem schweizerisch-amerikanischen Geschichtsprofessor Leo Schelbert. Von einer Baslerbieter Auswanderungsfamilie im 18. Jahrhundert ist da die Rede, von einer klösterlichen pietistischen Lebensgemeinschaft in Pennsylvanien, der sich diese bis auf ein oder zwei Familienglieder anschloß. Das Ganze, durch baslerische wie amerikanische Dokumente wohl belegt, fügt sich in die historischen Zusammenhänge sehr schön ein und ist denn auch betitelt «*Von der Macht des Pietismus*», eine Studie, die in der alten wie in der neuen Welt weite Leserkreise ansprechen dürfte.

Um aber doch auch von der Betrachtungsweise Prof. Mattmüllers her noch Parallelen zu finden, müssen wir uns nach *Appenzell* und nach *Sitten* wenden.

Wir haben im vergangenen Jahre vom appenzell-innerrhodischen Suter-Handel von 1784 und von seiner Überlieferungsgeschichte gehört. Markus Schürmann, ein Mattmüller-Schüler, hat solch «altväterische» Geschichtsthematik weit hinter sich gelassen, wenn er auf mehr als 350 Seiten über «*Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell-Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert*» schreibt (16). Im Wallis handelt es sich nun zwar gar nicht mehr um Sozialgeschichte, sondern

ein ethnologisches, ein völkerkundliches Werk stellt die Studie über das Dorf Bruson im Val de Bagnes dar, eine «*Etude socio-éthnologique sur les relations humaines dans un village de montagne*», die die Amerikanerin Daniela Weinberg unternommen hat. Die Studie ist in Sitten in französischer Übersetzung herausgekommen (17).

Auf biographischem Gebiet haben wir eben von Herrn Lauppers «Bachmann» gehört. Gehen wir nun über den Klausen, so finden wir im Urner Jahrbuch in Form einer tüchtigen Freiburger Dissertation die Biographie des Urnerischen Ständerates *Gustav Muheim* (18). Dieser war ein Freund von Landammann Eduard Blumer. Ich habe — an anderer Stelle — darauf aufmerksam gemacht, und ich möchte es an dieser Stelle mit Nachdruck wiederholen, daß es Zeit wäre, an die Biographie von Eduard Blumer heranzugehen. Es sollte damit begonnen werden, bevor die letzten lebenden Zeugen seiner Aera abgetreten sind. Ein Zeitgenosse Blumers und Muheims war auch *Howard Eugster-Züst* (19), der «Weberpfarrer» und Politiker, dessen Tochter und Enkelkinder bei uns im Glarnerland gelebt haben, ein anderer, älterer, *Ulrich Dürrenmatt* (20), der Großvater des heutigen Basler Nationalrates und Urgroßvater des Dramatikers und Erzählers. Über beide liegen uns jetzt Biographien vor, knapp, politisch engagiert die eine, sehr breit, wissenschaftlich objektiv die andere. Die Biographie *Carl Feer-Herzogs* endlich, geschrieben von Heinrich Staehelin (Aarau) (21), führt zeitlich noch etwas weiter zurück. Sie führt an Hand von Leben und Leistung eines Baumwollfabrikanten, Währungs- und Banksachverständigen, Ständerates und Handelsvertragsunterhändlers auf aargauischer und eidgenössischer Ebene ein in das dritte Viertel des 19. Jahrhunderts. — In die gleiche Zeitspanne, also in die Zeit vor hundert Jahren, geleitet uns ein neues Teilstück der Biographie *Philipp Anton von Segessers*, die Emil F. J. Müller-Büchi in immer neuen Publikationen vor uns ausbreitet, sie mit immer neuen Fragestellungen, unter immer neuen Teilaspekten angehend. In der großen Festschrift für unsern ennetbirgischen Nachbarn, den hochwürdigen Pater Iso Müller, schreibt sein Näfelser Namensvetter über Segesser als Rechtshistoriker und seine Stellung in der Historischen Rechtsschule (22).

Materialien zu einer Biographie, und in besonderen Fällen mehr als das, stellen Briefsammlungen dar. Besonders gut dargeboten erscheinen gegenwärtig drei Bände ausgewählter Briefe *Henry Druveys*, des waadtländischen Politikers in stürmischer Zeit und späteren Bundesrates. Sie bieten eine in vieler Hinsicht spannende und aufschlußreiche Lektüre (23).

Diese Briefausgabe wie die vorher genannten Biographien dürften die Bücher auf schweizergeschichtlichem Gebiet sein, die den weitesten Leserkreis fesseln könnten, würde nur ihr Dasein weiter herum bekannt werden. Seichte Reisser werden durch die Reklame jedermann vor Augen gehalten. Bei politischen Biographien muß man froh sein, wenn sie — unter Opfern — gedruckt werden können. Zu der ebenso nötigen Verlagspropaganda pflegen die Mittel nicht auszureichen, und entsprechend selten werden sie an leicht zugänglicher Stelle besprochen. Eugster wie Dürrenmatt waren politische Opponenten, paßen also in kein Schema hinein. Über die Opposition als solche in der Schweiz und ihre Geschichte kann man nun aber gerade in der Dürrenmatt-Biographie viel Erhellendes lesen. Ursprünglich war es fast ein Staatsverbrechen, Oppositioneller zu sein.

Zu diesem biographischen Teil unseres Literaturberichtes sind wir gekommen, indem wir über den Klausen und dann rundum etwas ausgesprochen sind. Sehen wir uns nochmals jenseits des Ricken um, so stoßen wir auf ein Heft, das trotz dem lokalen Sujet weit überlokalen Charakter hat. Ich meine das neueste St. Galler Neujahrsblatt, das sanktgallischen *Fremdarbeiterproblemen* vor dem Ersten Weltkrieg gewidmet ist, eine in jeder Beziehung lesenswerte Studie, nicht zuletzt wegen der Agitatorin und Helferin der Arbeiter, Ang. Balabanoff, und der Gestalt des jungen Mussolini (23a).

Haben wir bisher ins Auge gefaßt, was in den Tauschzeitschriften an räumlich oder gegenständlich Nachbarschaftlichem zu finden war, so verlassen wir nun diese Domäne ganz. Da müssen wir denn konstatieren, daß in den Jahrbüchern der räumlich weiter entfernten Vereine doch das Lokalgebundene sehr stark vertreten ist, das nicht bis in unser Bergtal seine Strahlkraft wirksam sein läßt. Es muß schon eine

ganz besondere Saite angeschlagen sein, daß das der Fall ist. So ist in den Schaffhauser Beiträgen (24) einer der schönsten römischen Funde besprochen, die je gemacht worden sind. Die vielen schwerwiegenden Druckfehler können dem Leser den Genuß der Lektüre nicht vergällen. Die prachtvolle rotfigurige Glasschale, die *Hildegard Urner-Astholz* hier hochgelehrt zur Anzeige bringt, stellt Jagdszenen und einen Lebensbaum dar. Sie wurde in Stein am Rhein aus einem Grabe geborgen und stammt nach den vergleichenden Untersuchungen der Autorin aus einer Kölner Werkstätte. Sie gibt mit ihren Darstellungen Anlaß zu allen möglichen technischen, archäologischen, mythologischen und religionsgeschichtlichen Ausführungen. Die dargestellten Tiere, Panther und Bär, veranlassen die Autorin, auch auf die Tierhetzen einzugehen, durch die dem Römer diese Tiere bekannt wurden. Tausende wurden aus Syrien usw. importiert und bei diesen Gelegenheiten abgeschlachtet. Ein Leser, der zugleich Lehrer ist, wird gerade diesen Passus besonders sprechend finden und ihm vielleicht noch mehr unmittelbares Interesse abgewinnen als all dem, was sich in der Folge in höhere Sphären versteigt. Sind wir aber nun schon bei den römischen Zirkusspielen, so sei es gestattet, gleich noch — endlich — auf die Dissertation eines Glarners, *Traugott Bollingers*, Angehöriger der ersten Maturitätsklasse unserer Kantonschule, aufmerksam zu machen (25). Sie erschien schon 1969 unter dem Titel, *Theatralis Licentia*. Die Publikumsdemonstrationen an den öffentlichen Spielen im Rom der früheren Kaiserzeit und ihre Bedeutung im politischen Leben. Es ist wohl die beste Doktorarbeit auf dem engsten Raume — etwa 70 Seiten umfaßt sie —, die ich je gelesen habe. Genaue Kenntnis der gesamten römischen Literatur wie auch vieler griechisch schreibender Geschichtsschreiber war die Voraussetzung, daß sie überhaupt geschrieben werden konnte. Kritisches Abwägen, Mut zur Synthese, gelegentlich auch eine gewisse Schalkhaftigkeit waren die Gaben des Autors, die aus der Fragestellung ein geistreiches Ganzes haben formen lassen, das über die Philologie hinaus wirkliche Geschichte geworden ist.

Doch kehren wir zu unseren Jahrbüchern zurück. Den Gedankenreichtum der Studie über die Jagdschale aus Stein am Rhein habe ich nur eben andeuten können. Und nun komme ich noch zu einem Buche aus *Lausanne*. Die Mitglieder der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte haben im Oktober des vergangenen Jahres die reichillustrierte Baugeschichte der Lausanner Kathedrale, vielleicht der schönsten Kirche der Schweiz, bekommen. Dieser Kunstdenkmälerpublikation ging ein starker Band der *Revue historique Vaudoise* voraus, der ebenfalls den 700 Jahren der Kathedrale gewidmet ist. Doch kann uns darin nicht allzuviel wirklich fesseln und erwärmen. Wirklich wertvoll ist die Studie von *Catherine Santschi* «Messieurs de Berne et l'histoire des évêques de Lausanne au 18e siècle» (26). Die Autorin gibt hier einen bemerkenswerten, überaus gelehrten Beitrag zur Geschichte der Geschichtsschreibung, der weit über das Waadtland hinaus Beachtung verdient. «Geschichte» wurde nach diesen Ausführungen mehr und mehr als ein Grundpfeiler der aristokratischen Legitimität der gnädigen Herren von Bern angesehen. Aber die Archive wie die Geschichtsschreibung galten als *arcana et instrumenta imperii*. Nur die Regierenden hatten Zugang dazu. Selbst die besten Geschichtswerke blieben Manuskript, und weder Rudolf Iselin noch Hans Jakob Leu bekamen aus Bern Informationen für ihre Lexika. Frau Santschi weist das nun einläßlich an drei Werken von Sinners, von Wattenwils und Walthers über die Geschichte der Bischöfe von Lausanne nach. Die beiden ersten hatten aufzeigen wollen, daß es der Stadt Lausanne erst besser gegangen sei, als die weltliche Macht des Bischofs gebrochen und die Herrschaft von Bern aufgerichtet war, blieben aber Manuskript. Walther, dessen kritische Methode am ausgebildetsten war, dem aber — aus verschiedenen Gründen — der Zugang zu den Archiven nicht verstattet war, konnte zwar drucken, aber aus dem 2. Band wurde durch die Zensur so viel herausgestrichen, daß er ihn schließlich bis auf äußerst wenige Exemplare, die sich erst in jüngster Zeit wieder gefunden haben, vernichtet hat.

Konnte ich diesmal aus den ferneren Regionen nur verhältnismäßig *wenig* auch für uns Bemerkenswertes nennen, weil doch vieles, mag es an sich auch noch so recht sein, doch allzustark lokal gebunden ist, so gar nichts aus dem Ausland. Oder

was sollen wir mit gesammelten Aufsätzen zur hessischen Geschichte von über 600 Seiten anfangen? Oder mit den prächtigen voluminösen Werken über die wirtschaftlichen Beziehungen Bremens zu den Vereinigten Staaten oder über die Hochseefischerei an der Unterweser (27)? Von anderen, namentlich den Heften aus der Deutschen Demokratischen Republik, gar nicht zu reden. Der Sprechende meint, die Liste der Tauschpartner, deren Gaben ja alle in der kantonalen Bibliothek deponiert werden, sollte einmal revidiert werden, vielleicht doch in der Richtung, daß nur noch mit allen schweizerischen Schwestergesellschaften sowie mit den historischen Vereinigungen der grenznahen Gegenden der Verkehr aufrecht erhalten bliebe. Jedenfalls sollte eine rationale Regelung gesucht werden, damit nicht, wie es in meinen ersten Glarner Jahren geschehen ist, wegen der Verstopfung der Bibliotheksregale in der Landesbibliothek schließlich wahllos ganze Serien verstümmelt werden.

Vielleicht gestatten Sie mir zum Schluß, noch etwas über die Tauschgeschenke hinauszugehen und noch auf einzelnes hinzuweisen, was mir sonst durch die Hände gegangen ist. Ich beginne mit den Werken früherer Referenten. Da ist zunächst das hochgelehrte Werk von Gian Andri Bezzolas über «Die Mongolen in abendländischer Sicht» [1220—1270] (28); Bezzola bringt das Kunststück fertig, seine Gelehrsamkeit lesbar auszubreiten. Wer sich für das Jahrhundert der Begründung der Eidgenossenschaft in seinem weiteren Umkreis interessiert, der darf auf dieses wohlgeformte und gewichtige Buch lebhaft hingewiesen werden. Es ist eigentlich seltsam, daß unsere Hochschulen einen so gediegenen einheimischen Autor nicht in ihre Reihen rufen, eine hohe Ehre aber für das schweizerische Gymnasium, daß es, wie in den Tagen Johannes Dierauers, Gelehrte hohen Ranges unter seinen Lehrern zählen darf. Ein anderer Gast aus den letzten Jahren ist Hans Rudolf Guggisberg, Professor an der Universität Basel. Von ihm liegen zwei Taschenbücher über die Geschichte der Vereinigten Staaten vor (29), die trotz vielfach notwendig gewordener Verkürzung doch jedem Neuling — und wer unter uns wäre das nicht? — sehr viel neue Kenntnis und Einsicht vermitteln. Das zweite Bändchen reicht bis zum Sturze Nixons, und damit sind wir bei der Gegenwart angelangt, und so beim Ende der Geschichte? Nun, auch die Gegenwartskunde kann der geschichtlichen Perspektive nicht wohl entraten, mag sie auch gerne im Gewande der Politischen Wissenschaft auftreten. Das Verhältnis von Geschichtswissenschaft zu Politischer Wissenschaft macht in mehreren einander paarweise gegenübergestellten Aufsätzen den Inhalt der Festschrift aus, die Professor Erich Gruner zu Anfang des vergangenen Jahres überreicht worden ist (30). Und beide Wissenschaftszweige sind seit nunmehr zehn Jahren alljährlich beteiligt an der *Année politique Suisse/Schweizerische Politik* (31), einem Jahrbuch, das den politisch interessierten, aber vielleicht notgedrungen eiligen Zeitungsleser auf dem Laufenden hält über alles, was auf den verschiedenen Kampfplätzen der schweizerischen Politik im jeweils abgelaufenen Jahre gegangen ist, mit reichen Belegen aus Verwaltungsdruckschriften und Zeitungen. Mit diesem, wie mir scheinen will, sehr nützlichen Jahrbuch, das mit viel Selbstverleugnung herausgebracht wird und doch wohl noch viel zu wenig verbreitet ist, möchte ich meinen Überblick schließen.

Vorgetragen an der Hauptversammlung vom 13. März 1976

Bibliographische Zusammenstellung zum Literaturbericht

(1) Zur Hostienmonstranz von 1518 in Glarus, von *Jürg Davatz* und *Fridolin Jakober*, in: *Mitteilungsblatt für die Mitglieder der Gesellschaft für schweizerische Kunstgeschichte* 1975, 4, 291—308.

(2) *Franz Winteler*, *Beiträge zur Biltner Geschichte*. Niederurnen 1973.

(3) *Jakob Elmer*, *Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Niederurnen*. Niederurnen 1974.

- (4) *Anne-Marie Dubler und J.-J. Siegrist*, Wohlen. Geschichte und Recht, Wirtschaft und Bevölkerung einer frühindustrialisierten Gemeinde im Aargau. In: *Argovia* 86, Aarau 1974.
- (5) *Franz J. Stucki*, Geschichte der Stucki-Familien von Oberurnen GL, Horw 1974. (Vervielfältigung), 309 S.
- (6) *Hans Laupper*, General Niklaus Franz von Bachmann, eidgenössischer Oberbefehlshaber im Feldzug von 1815 (1740—1831). Ein Beitrag zur Kriegsgeschichte der Schweiz. Zürich 1974.
- (7) *P. Polykarp Schwitter*, Das Kapuzinerkloster Näfels, 1675—1975. Ein Beitrag zur Glarner Landesgeschichte. Näfels 1975, 305 S.
- (8) *Fritz Stucki*, Zur Geschichte der politischen Glarner Presse (Sonderdruck aus der Festschrift der Glarner Nachrichten «Hundert Jahre Glarner Nachrichten 1875—1975»), Glarus 1975.
- (9) *Fritz Stucki*, Glarus. Genf, Editions Panoramics 1974.
- (10) *Das Fridolinsmünster zu Säckingen* (hrsg. von Ad. Reinle). Separatdruck aus der «Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte» 32, 1975, 1.
- (11) *Mitteilungen des Historischen Vereins des Kantons Schwyz* 66, 1974, 1—199.
- (12) *Christoph Brunner*, Protokoll der Zürcher Aussprache über «Das älteste Glarus» vom 26. Oktober 1974. (Maschinenschrift), S. 11.
- (13) *Iso Müller*, Zu den kirchlichen Anfängen von Altdorf, in: *Historisches Neujahrsblatt* für die Jahre 1973/74, Altdorf [1976], S. 130—142.
- (14) *Berthold Wessendorf*, Die überseeische Auswanderung aus dem Kanton Aargau im 19. Jahrhundert, in: *Argovia* 85, Aarau 1973, S. 5—370.
- (15) *Leo Schelbert*, Von der Macht des Pietismus. Dokumentarbericht zur Auswanderung einer Basler Familie im Jahre 1736, in: *Basler Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde* 75, 1975, S. 89—120.
- (16) *Markus Schürmann*, Bevölkerung, Wirtschaft und Gesellschaft in Appenzell-Innerrhoden im 18. und frühen 19. Jahrhundert, in: *Innerrhoder Geschichtsfreund* 19, 1974, S. III—XII und 1—356.
- (17) *Daniela Weinberg*, Bruson. Etude socio-éthnologique sur les relations humaines dans un village de montagne, in: *Annales Valaisannes. Bulletin annuel de la Société d'histoire du Valais Romand, 2e série, 50e année*, 1975, S. 3—128.
- (18) *Johann J. Stadler*, Landammann und Ständerat Gustav Muheim (1851—1917) von Altdorf. Ein Beispiel konservativer Politik um die Jahrhundertwende. Phil. Diss. Freiburg, in: *Historisches Neujahrsblatt, Doppelheft für die Jahre 1971/72*, Altdorf 1972. 258 S.
- (19) *Louis Specker*, Ein Leben für soziale Gerechtigkeit. Aus der Biographie des «Weberpfarrers» Howard Eugster-Züst, in: *Appenzellische Jahrbücher* 101, 1973, 3—34.
- (20) *Theres Maurer*, Ulrich Dürrenmatt (1849—1908). Ein schweizerischer Oppositionspolitiker, in: *Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern* 59, 1975, 427 S.
- (21) *Heinrich Staehelin*. Carl Feer-Herzog (1820—1880). Persönliche und familiäre Verhältnisse. Politische Tätigkeit im Aargau, in: *Argovia* 87, 1975, S. 11—333.
- (22) *Emil F. J. Müller-Büchi*, Philipp Anton von Segesser als Rechtshistoriker. Seine Stellung innerhalb der Historischen Rechtsschule und sein Verhältnis zu Ranke, in: *Geschichtsfreund* 125, 1972 (verspätet erschienen) = *Festschrift für Pater Iso Müller*, S. 281—331.
- (23) *Henry Druoy*. Correspondance. Editée par Michel Steiner et André Lasserre (= *Bibliothèque historique Vaudoise*, vol. 55—57, Lausanne 1974 ff.)
- (23a) 115. *Neujahrsblatt*, hrsg. vom Historischen Verein des Kts. St. Gallen, 1975.
- (24) *Hildegard Urner-Astholz*, Die römische Jagdschale und eine Kugelschliffschale von Stein am Rhein, in: *Schaffhauser Beiträge zur Geschichte* 51, 1974, S. 7—61.
- (25) *Traugott Bollinger*, *Theatralis licentia*. Die Publikumsdemonstrationen an den öffentlichen Spielen im Rom der frühen Kaiserzeit und ihre Bedeutung im politischen Leben. Winterthur 1969, 73 S. und Beilagen.

(26) *Catherine Santschi*, Messieurs de Berne et l'histoire des évêques de Lausanne au 18ème siècle, in: *Revue historique Vaudoise* 83, 1975, S. 187—220.

(27) Festschrift für Friedrich Knöpp, in: *Archiv für hessische Geschichte und Altertumskunde* NF 32, 1974, 642 S.; Franz Josef Pitsch, Die wirtschaftlichen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, in: *Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen* 42, 1974, 276 S.; Günther Rodenburg, Hochseefischerei an der Unterweeser, a. a. O., 43, 1975, 313 S.

(28) *Gian Andri Bezzola*, Die Mongolen in abendländischer Sicht (1220—1270). Ein Beitrag zur Frage der Völkerbegegnungen. Bern 1974.

(29) *Hans R. Guggisberg*, Geschichte der USA. I: Entstehung und nationale Konsolidierung, II: Die Weltmacht. 2 Bände, 318 S. Stuttgart 1975 (Urban-Taschenbücher 209, 210).

(30) *Geschichte und Politische Wissenschaft*. Festschrift für Erich Gruner zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Beat Junker, Peter Gilg und Richard Reich. Bern 1975.

(31) *Année politique suisse / Schweizerische Politik 1974*. Herausgegeben vom Forschungszentrum für schweizerische Politik an der Universität Bern. Bern 1975.

MCMLXXVI

Der Bericht über die Vereinstätigkeit im Jahre 1976 kann sich kurz halten. Wir haben im September und Oktober gemeinsam mit dem Kantonalen Lehrerverein einen Zyklus von fünf Vorträgen über die Vereinigten Staaten von Nordamerika veranstaltet, Vorträge, die, wenigstens vom zweiten an, sich eines relativ guten Besuches erfreuten. Wir sind den Fachleuten aus Basel und Zürich dankbar, daß sie den Weg zu uns nicht gescheut haben. Sie haben uns das Privileg verschafft, uns von kundiger Seite in die Entwicklungsproblematik der großen Schwesterrepublik einführen zu lassen. Besonders lebhaften Dank schulden wir Professor H. R. Guggisberg, ohne dessen entscheidende Mitarbeit sich die einzelnen Themata nicht hätten formulieren lassen. Der Historische Verein hat im Verlaufe des Jahres 1976 außerdem fünf eigene Vorträge veranstaltet. Weder Exkursionen noch Ausgrabungen fanden statt. Dagegen wurde just um die Jahreswende der Text eines Jahrbuches vollendet, für dessen Druck der Vorstand schon am 20. November die Mittel bereitgestellt hatte. Das Jahrbuch 66 dürfte Ende April 1977 erscheinen. Bereits sind im Vorstandsprotokoll mehrere weitere Jahrbuchmöglichkeiten registriert.

Der Vereinspräsident wurde von außen nicht mehr so viel in Anspruch genommen wie im vergangenen Jahre. Einen gewissen Wert auf seine Mitarbeit legte dagegen die Geschichtskommission der kantonalen Lehrmittelkommission im Vorfeld der Neubearbeitung des glarnerischen Heimatbuches. In dieser Kommission ist auch der neue Vereinsaktuar tätig, in der Lehrmittelkommission ex officio ein Beisitzer des Vorstandes.

Am 1. Mai nahm der Präsident teil an der Delegiertenversammlung der kantonalen Geschichtsvereine, die die Allgemeine Geschichtsforschende Gesellschaft der Schweiz in Gemäßheit ihrer Statuten alle drei Jahre veranstaltet. Sie fand in der Stadt- und Universitätsbibliothek in Bern statt. Die eigentlichen vitalen Probleme, vor die sich diese kantonalen Vereine gestellt sehen, wurden allerdings kaum berührt, im einzelnen aber manche wertvollen Anregungen vermittelt. Leider kann auch von dieser Seite her nicht dafür gesorgt werden, daß unsere Jahrbücher in den Zeitschriftensälen der großen Bibliotheken aufliegen und daß sie im Rezensionsteil der Zeitungen und Zeitschriften eine stärkere Berücksichtigung erfahren. So ist uns von dem gewichtigen Jahrbuch 65 während des ganzen Jahres 1976 keine weitere Besprechung bekannt geworden.

Unser Verein ist, soweit es seine Kräfte erlauben, für historische Forschung und Bildung tätig. Die Lücken, die dabei bei uns offen bleiben, werden ausgefüllt durch den Heimatschutz und die kantonale Denkmalpflege, durch das Landesarchiv, die

kantonale Kunstdenkmälerinventarisierung und durch das Museum im Freulerpalast, neben das nun mehr und mehr lokale Ortsmuseen treten — in dasjenige von Linthal (im Schießhaus) durfte der Vorstand seinen Aktuar als Stiftungsratsmitglied abordnen, dann durch unsere Heimatblätter («Glarnerland und Walensee», «Mitteilungen der Freunde des Freulerpalastes», «Neujahrsbote für das Glarner Hinterland»), endlich durch unsere stillen Forscher, jeder in seinem Dorfe. Soweit es sich um Organisationen handelt, sind wir in ihnen z. T. offiziell, z. T. nur faktisch, z. T. gar nicht vertreten. Organisationen, Redaktionen, Einzelne dienen alle, jede auf ihre Weise, ähnlichen Zielen. Es ist nicht nur zu wünschen, sondern geradezu vorzusehen, daß die Kontakte in den kommenden Jahren sich noch enger gestalten werden.

Eine staatliche Subvention hat unser Verein für Jahrbuch 65 genossen, das kommende Jahrbuch 66 bringen wir im Frühjahr 1977 wieder ganz auf eigene Kosten heraus. Dank unseren verschiedenen Fonds konnten wir bisher noch mit einem Jahresbeitrag von 15 Franken auskommen, dem nur Dreifachen dessen, was im Jahre 1863 festgesetzt worden war. Doch drängt sich nach Erachten des Vorstandes im Sinne längst fälliger Anpassung und Vorsorge eine Erhöhung im jetzigen Moment auf.

Über Bestand und Entwicklung der Mitgliedschaft in unserem Verein ist folgendes zu bemerken:

Fünf Einzel- und zwei Kollektivmitglieder sind ausgetreten. Durch den Tod haben wir sieben Mitglieder verloren, nämlich Dr. E. Coppetti, Netstal, Heinrich Dinner, Winterthur, Frau F. Fritzsche-Hefti, Zürich, Frau Dr. M. Hauser-Kündig, Glarus/Zürich, Frau Dr. A. Hoffmann-Grobéty, Ennenda, Dr. H. Staub, Näfels und Alt-Lehrer Balthasar Stüßi, Riedern/Glarus. Wir dürfen vielleicht daran erinnern, daß Frau Dr. Hoffmann, besonders in urgeschichtlicher Hinsicht bis in das höchste Alter lebhaft interessiert, als Paläobotanikerin auch als aktive Forscherin tätig war. Frau Dr. M. Hauser-Kündig, die Witwe von Dr. Emil Hauser, Adjunkten des Zürcher Staatsarchivars, der der Sohn von Landammann Hauser, wohnhaft am Spielhof in Glarus, war, hatte seinerzeit selber in Geschichte doktoriert und war zeitlebens historisch noch sehr interessiert. In seiner Archivarzeit durfte ihr der Sprechende noch einige Male begegnen. Als neue Mitglieder haben sich angemeldet: Dr. phil. Martin Bänziger, Kantonsschullehrer, Glarus, Fritz Benninger, Sekundarlehrer, Niederurnen, Albert Diener, Bibliothekar, Ennenda, M. L. Dinner, Winterthur, C. R. Mens, Zollikofen, Balthasar Stüßi, jun., Lehrer, Riedern.

Die Zahl der Mitglieder betrug auf Ende 1975 288, auf Ende 1976 280, die Mitgliederzahl ist also um acht zurückgegangen. Unter den 280 Mitgliedern haben wir 264 ordentliche Mitglieder, zwei Ehrenmitglieder, zwei Freimitglieder und zwölf Kollektivmitglieder.

Einen Literaturbericht können wir dieses Jahr nicht beifügen, einzig möge verraten sein, daß sich in den Schaffhauser Beiträgen zur Geschichte ein weiterer Beitrag über die römischen Funde von Stein, ebenfalls aus der Feder von H. Urner-Astholz, findet. Es bleibt mir so einzig die angenehme Pflicht, den verehrten Kollegen im Vorstand, der sich im abgelaufenen Jahr dreimal zu einer Sitzung vereinigt hat, für ihre Zusammenarbeit herzlich zu danken.

Vorgetragen in der Hauptversammlung vom 12. März 1977

Kassaberichte

1975

Laufende Rechnung des Vereins

Einnahmen	Fr. 7 906.30
Ausgaben	Fr. 3 249.25
Vorschlag	Fr. 4 657.05

Vermögensbestände per 31. Dezember 1975

Vereinsvermögen	Fr. 16 348.70
Fonds für eine Waffensammlung	Fr. 4 850.80
Museumsfonds	Fr. 13 108.70
Burgenfonds	Fr. 618.85
Stiftung für glarnerische Frühgeschichtsforschung	Fr. 3 545.25
Jubiläums-Publikationsfonds	Fr. 41 681.35

Der Quästor: Dr. Peter Hefti

1976

Laufende Rechnung des Vereins

Einnahmen	Fr. 6 694.15
Ausgaben	Fr. 3 677.50
Vorschlag	Fr. 3 016.65

Vermögensbestände per 31. Dezember 1976

Vereinsvermögen	Fr. 19 365.35
Fonds für eine Waffensammlung	Fr. 4 993.10
Museumsfonds	Fr. 13 640.90
Burgenfonds	Fr. 709.10
Stiftung für glarnerische Frühgeschichtsforschung	Fr. 3 664.90
Jubiläums-Publikationsfonds	Fr. 49 162.85

1976 erhielt der Verein nachträglich als Bezahlung gelieferter Sonderdrucke einen Beitrag an das 65. Jahrbuch vom Schweizerischen Burgenverein im Betrage von Fr. 5 000.—.

Der Quästor: Dr. Peter Hefti

Ehrenmitglieder und Vorstand

Ehrenmitglieder

Lehrer Fritz Legler, 8755 Ennenda
Prof. Dr. iur. et phil. Emil F. J. Müller, 1700 Freiburg

Vorstand

Dr. phil. Eduard Vischer, 8750 Glarus
Dr. phil. Fritz Stucki, Vizepräsident, 8754 Netstal
Dr. phil. Christoph Brunner, Aktuar, 8756 Mitlödi
Dr. iur. Peter Hefti, Quästor, 8762 Schwanden
Dr. iur. Hans Becker, Beisitzer, 8755 Ennenda
H. R. Comiotto, Lehrer, Beisitzer, 8755 Ennenda
Dr. phil. Fritz Gropengießer, Beisitzer, 8750 Glarus
Dr. phil. Hans Laupper, Beisitzer, 8750 Glarus
Dr. iur. Werner Stauffacher, Beisitzer, 8750 Glarus

Rechnungsrevisor

Andreas Hefti, Bautechniker, 8762 Schwanden

Publikationen des Vereins

Kurzverzeichnis der Jahrbücher

Ein ausführliches Verzeichnis, das bei der Buchdruckerei Tschudi & Co. in Glarus kostenlos als Separatdruck bezogen werden kann, wurde in Jahrbuch 60, 1963 gedruckt, mit Ergänzungen in folgenden Jahren. — Die Jahrbücher, die an *dieser* Stelle nicht aufgeführt werden, sind vergriffen oder nur in so wenigen Exemplaren noch vorhanden, daß sie als vergriffen gelten müssen.

Durch den Buchhandel sind die nachfolgenden Jahrbücher zu den angegebenen Preisen jederzeit zu beziehen:

28	1893	Fr. 6.—	41	1917	Fr. 6.—	54	1950	Fr. 8.—
29	1894	Fr. 6.—	42	1920	Fr. 8.—	55	1952	Fr. 40.—
30	1895	Fr. 6.—	43	1923	Fr. 8.—	56	1955	Fr. 30.—
31	1896	Fr. 12.—	44	1925	Fr. 8.—	58	1957/58	Fr. 40.—
32	1897	Fr. 20.—	45	1927	Fr. 16.—	59	1960	Fr. 15.—
35	1908	Fr. 12.—	46	1932	Fr. 12.—	60	1963	Fr. 25.—
36	1910	Fr. 6.—	47	1934	Fr. 12.—	61	1966	Fr. 15.—
37	1911	Fr. 12.—	48	1936	Fr. 8.—	62	1968	Fr. 15.—
38	1913	Fr. 6.—	49	1938	Fr. 30.—	63	1970	Fr. 20.—
39	1914	Fr. 6.—	51	1943	Fr. 12.—	64	1973	Fr. 25.—
40	1915	Fr. 6.—	52	1946	Fr. 20.—	65	1974	Fr. 50.—
						66	1977	Fr. 30.—

Für die Sonderdrucke aus Jahrbüchern siehe Jahrbuch 65, 1974, S. 272.

Andererseits legen wir großen Wert darauf, noch einzelne Exemplare der Hefte 1, 33, 50 und 53 zu bekommen, um unsere vereinseigenen Vorräte zu komplettieren. Die Buchdruckerei Tschudi u. Co. AG. in Glarus wie jedes Vorstandsmitglied nimmt diese Hefte gerne als Geschenk entgegen. Wir sind aber gegebenenfalls auch bereit, dafür Höchstpreise zu bezahlen.

Unsere Veranstaltungen

Exkursion in das alte Vorderösterreich

vom 21. Juni 1975

Merkblatt

Wenn wir zu einer Exkursion unter dem obenstehenden Titel aufgerufen haben, so bedarf das vielleicht etwelcher Erklärung und Begründung. Uns schwebte der Gedanke vor, daß im späten Mittelalter die beiden kirchlichen Baudenkmäler, die wir besuchen möchten, demselben territorialen, künstlerisch-kulturellen sowie kirchlichen Zusammenhang angehört haben und daß sich ein Restbestand dieser Zusammengehörigkeit bis gegen 1800 erhalten hat.

Königsfelden wurde ja gestiftet zum Gedächtnis an den im Jahre 1308 ermordeten König Albrecht und als Doppelkloster den Bettelorden der Franziskaner und Klarissen übergeben. Es liegt ganz in der Nähe der alten Stammburg der Habsburger, die damals eine ihrer großen Aufgaben darin sahen, dieses vorgeschobene Gebiet ihres Hauses auszubauen und mit Tirol und Ober- und Nieder-Österreich zu verbinden. Das Verwaltungszentrum Vorderösterreichs lag damals noch im elsässischen Ensisheim, erst im Gefolge des Westfälischen Friedens wurde es endgültig nach Freiburg im Breisgau verlegt.

Daß Vorderösterreich links- und rechtsrheinisches Land umfasse, wurde bereits angedeutet. Am augenfälligsten wird dieser Umstand in Laufenburg, wo das *eine* Städtchen, übrigens einst Sitz einer habsburgischen Seitenlinie (ein Vereinsmitglied hat ihr seine Doktorarbeit gewidmet), links- und rechtsrheinisch oberhalb des Laufens, der Stromschnellen, die erst zu Beginn unseres Jahrhunderts einem Kraftwerkbau wichen, gelegen, durch die territorialen Umgestaltungen an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert in *zwei* Städte gespalten wurde: Laufenburg gehörte fortan zum Aargau und damit zur Schweiz, Klein-Laufenburg aber zum Großherzogtum Baden [heute: Land Baden-Württemberg], das an die Stelle des rechtsrheinischen Vorderösterreich getreten war.

Weniger dramatisch, aber doch auch sehr deutlich zeigt sich uns die ursprüngliche Zusammengehörigkeit der links- und der rechtsrheinischen Gebiete am Beispiel Säkingen: die heute noch benützte gewaltige Rheinbrücke wäre gewiß nicht errichtet worden, wenn Säkingen schon zur Zeit ihrer Erbauung eine Grenzstadt gewesen wäre.

Im Falle Säkingen gehen aber nun die Zusammenhänge noch viel weiter. Daß das Glarnerland im Laufe des 8. Jahrhunderts durch eine Schenkung an das Kloster Säkingen kam (wie Uri an das Fraumünster), daß Habsburg die Reichsvogtei über Säkingen und damit auch die Herrschaft über Glarus gewann, wissen wir alle aus der Schule. Damit aber war auch Glarus im Begriff, in das alte Vorderösterreich eingegliedert zu werden.

Und nun bedarf es zunächst noch des Hinweises auf einen speziellen Zusammenhang zwischen den beiden kunsthistorischen Schwerpunkten unserer Exkursion. In einem eben erschienenen Aufsatz kann uns Herr Professor Reinle zeigen, daß Königsfelden und Säkingen (die gotische Kirche des 14. Jahrhunderts!) denselben Baumeister hatten und beide in ihrer Architektur dem Bettelordensideal verpflichtet waren. Aber Königsfelden blieb bei dieser Bauweise stehen und hörte mit der bernischen Reformation (1528) als Kloster zu existieren auf, während die Baugeschichte Säkingens — vorher wie nachher — unendlich viel reicher ist. Meister aus dem weiteren Vorderösterreich, und selbst noch von weiterher, wirkten mit.

Zu dem territorialen und kulturellen Zusammenhang der links- und der rechtsrheinischen Gebiete kommt nun aber auch noch der kirchliche. Da ist zunächst an den Heiligen Fridolin zu denken, der, dem fernen Irland entstammend, in Säkingen das

Ziel seiner weiten Fahrten fand und, neben dem Heiligen Hilarius und anderen, zum Kirchenpatron nicht nur seiner Gründung, sondern vieler Kirchen einer weiteren Umgebung, bis hinauf ins Glarnerland, wurde. Sein Name ist als Taufname in und um Säckingen, auch im Fricktal, bis heute ebenso verbreitet wie im Glarnerland.

Aber die kirchlichen Zusammenhänge gehen noch viel weiter. Ein Band, das weite Gebiete des Reiches wie der Eidgenossenschaft (seit der Reformation noch der altgläubig gebliebenen Teile von Reich und Eidgenossenschaft) seit alters und über alle territorialen Wechselfälle hinaus verband, war das alte Bistum Konstanz (das Fricktal allerdings gehörte zum alten Bistum Basel [Erzbistum Besançon], das an dieser Stelle wie ein Keil in die konstanzer Diözese hineinragte, was aber nicht ausschloß, daß man in der Spätzeit auch im Fricktal, ganz abgesehen von der josefinischen Kirchenpolitik jener Zeit, auch über die kirchlichen Grenzen hinweg wessenbergischen Einflüssen offen war), war darüber hinaus das Erzbistum Mainz, das sich vom Mittelrhein bis an den Alpenkamm erstreckte. Das jahrhundertelange stille Wirken dieses geistlichen Zusammenhanges ist wohl weniger im allgemeinen Bewußtsein geblieben (ist m. W. auch nie von einem Geschichtsschreiber dargestellt worden) als die allerletzte Phase der Bistumsgeschichte, während deren es durch den Generalvikar I. H. von Wessenberg geleitet wurde. Seine ökumenischen, die Konfessionsgrenzen sprengenden Kontakte, seine Reformbestrebungen (deutsche Messe usw.) haben, lange verfemt, durch das II. Vatikanische Konzil neue Aktualität erhalten. Schon unter Wessenberg aber, in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts, wurden die schweizerischen Gebiete vom Bistum abgetrennt, 1827 aber Wessenberg der Boden seines Wirkens ganz entzogen, indem der Bischofssitz von Konstanz weg verlegt wurde. Ein Jahr später, 1828, kam für die schweizerischen, ehemals konstanzer, sowie für manche schon bisher baselische Gebiete das neue Bistum Basel (mit Kathedrale in Solothurn) zustande.

Der Bund der Eidgenossen bereitete den habsburgischen Bestrebungen nach Abrundung ihrer Vorlande Schwierigkeiten, ja, er vereitelte diese, wenigstens im politischen Sinne, in weitem Maße. In Königfelden bewundern wir so nicht nur eine gotische Bettelordenskirche mit einer der herrlichsten Schöpfungen der Glasmalerei des 14. Jahrhunderts, wir bemerken dort auch die Grabstätte zahlreicher Ritter, die in der entscheidenden Schlacht bei Sempach ihr Leben hatten lassen müssen. Viele Burgen verödeten damals und zerfielen in der Folge, und wenn etwas von der einstigen Größe der feudalen Welt des Spätmittelalters zeugt, so sind es ihre Ruinen. Am Fuße der Burgen aber blühten die besonders im Aargau zahlreichen kleinen Städte auf, die einst jene ritterlichen Herren gegründet hatten. Bei Sempach hatten ihre Bürger eben noch auf österreichischer Seite gekämpft: so jener Niklaus Thut von Zofingen, von dem die Schulbücher unserer Jugend erzählten, er habe in der Niederlage lieber sein Fähnlein verschluckt, als es den eidgenössischen Feinden zur Beute werden zu lassen. Zwei Jahre nach Sempach folgte bekanntlich Näfels und gab den Glarnern ihre Freiheit von Habsburg und wenige Jahre darnach auch diejenige von den Stiftsdamen von Säckingen. Ein knappes Menschenalter noch, und durch die eidgenössische Eroberung des Aargaus waren auch die dortigen Kernlande für Vorderösterreich verloren. Einzig das Fricktal, das wir auf unserer Exkursion jenseits des Bözbergpasses betreten, blieb nun noch an die vierhundert Jahre lang österreichisch und damit mit den rechtsrheinischen Gebieten verbunden. Als österreichisches Gebiet erlebte das Fricktal die Schrecknisse des Dreißigjährigen Krieges und auch späterer Kriegswirren mit, wie in den Stadtgeschichten von Rheinfelden und Laufenburg und in der Dorfgeschichte von Möhlin von Karl Schib nachgelesen werden kann. Das Fricktal kam so aber auch in den Genuß gewisser Errungenschaften des aufgeklärten Absolutismus wie der thesesianischen Schulreform und der Versicherung gegen Feuerschaden. Problematischer war die schwere Hand des Herrschers, die sich auf die Kirche und ihr geistliches Leben legte. Sie hatte im frühen 19. Jahrhundert ihre starken Nachwirkungen. Gerne beriefen sich in der Frühzeit des neuen Kantons Aargau Politiker aus dem Fricktal auf das hehre Beispiel des hochsinnigen Kaisers Joseph II. Wenn die Zeit reicht, werden wir uns im Laufener Gerichtshaus Bilder der Gestalten der letzten Kaiser und zugleich österreichischen Herrscher,

die auch über diese Vorlande letzten Endes geboten, Maria Theresiens und Josephs II., ansehen.

Daß links und rechts vom Rhein die altkatholischen Bestrebungen nach dem I. Vatikanum in den 1870er Jahren zunächst recht erfolgreich waren, mag man auf die gezeichnete gemeinsame Vergangenheit zurückführen. Daß es aber für das Lebensgefühl der Bewohner des Fricktals mehr als ein Jahrhundert dauerte, bis sie nicht mehr vorderösterreichisch, sondern aargauisch und schweizerisch empfanden, weiß ich aus mancherlei Zeugnissen. So bestand bis an den 2. Weltkrieg heran ein Stipendium für Fricktaler zum Studium an der Universität Freiburg i. Br. Und von einem Fricktaler Freunde weiß ich, daß seine Mutter, eine Bauernfrau, nie in Aarau war, wohl aber — natürlich vor 1933 — mehrmals in Freiburg i. Br. (Daß 1933 eine tiefe Trennung bedeutete, bedarf keiner Worte; es braucht sehr lange, bis die einstige enge Nachbarschaft, ja, Zusammengehörigkeit sich wieder hergestellt haben wird.)

Die Rückfahrt wird uns nochmals durch das Fricktal führen, bei Frick aber biegen wir nun ab und nehmen den Weg über den Staffelegg-Paß. Wir werden beachten, daß das letzte Dorf vor der Paßhöhe, Densbüren, bereits zum bernischen Aargau gehörte und reformiert ist: ein Zeichen der klugen Paßpolitik der alten Berner. Wir fahren durch Aarau, nach dem Prophetenstädtchen Brugg die zweite Munizipalstadt des alten Bern, die wir berühren, die dann 1798 helvetische Hauptstadt war und seither wenigstens Residenz und Bildungszentrum des neuen Kantons Aargau ist. Und nun geht es in rascher Fahrt durch das Freiamt mit der einstigen Benediktinerabtei Muri, die die Säkularisation von Säckingen noch um 35 Jahre überlebte, eine Landschaft, in der vom 17. bis zum 19. Jahrhundert schwere geschichtliche Entscheidungen vorgefallen sind, — dem Zürichsee und dem heimischen Glarus entgegen.

Was wir mit unseren Ausführungen zu bedenken geben, betrifft natürlich einzig den historisch-landschaftlichen Rahmen, das Bild selber (die Kirchen von Königsfelden und Säckingen und die Stadt S.) wollen wir uns am 21. Juni durch die Herren Prof. Ad. Reinle, der übrigens aus Stein gegenüber Säckingen stammt, und Dr. Fridolin Jehle aus Säckingen zeigen und interpretieren lassen.

Literatur (zur Vorbereitung oder zur späteren Wiedervergegenwärtigung des Gesehenen):

Für *Königsfelden*: Emil Maurer, Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. III: Das Kloster Königsfelden. Basel 1954. — Kunstführer der Schweiz, 5. Aufl., Bern 1971, S. 37—41. — Für *Laufenburg*: Kunstführer, S. 94—96.

Für *Säckingen*: Das Fridolinsmünster zu Säckingen. Eine Sammlung von Studien, die beiden ersten von den Führern, die uns am 21. Juni begleiten, geschrieben, erschienen in der Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte Band 32, 1975, Heft 1 (in der Landesbibliothek Glarus vorhanden).

Exkursionsbericht

(390)

Auf den 21. Juni hatte der Vorstand des Historischen Vereins zu einer Exkursion in das alte Vorderösterreich eingeladen. Ueber 50 Teilnehmer folgten dieser Einladung. Man fuhr bei schönstem Sommerwetter in Glarus ab, geriet aber am Zürichsee in die Nebelzone des Mittellandes, und erst nach Mittag stand die Säckinger Kirche wieder im vollen Sonnenglanze da.

Eine herrliche Ueberraschung war für alle das Fridolinsmünster: Langjährige Restaurierungsarbeiten hatten die grosse Kirche, die beinahe die Ausmasse des Basler Münsters aufweist, im vollen Glanze der letzten Bauperiode von 1751 neu erstehen lassen. Stuck in zarten Farben, herrliche Deckengemälde des Barockmalers Spiegler, ein Hochaltar mit den Kirchenpatronen von gewaltigen Ausmassen, der den Blick vom Eingang an gefangen nimmt, sind einige Glanzpunkte des heutigen Fridolinsmünsters.

Hinter der barocken heutigen Gestalt wird für den aufmerksamen Beobachter aber alenthalben die gotische, ja romanische ursprüngliche Architektur fühlbar. So waren die heutigen langovalen Oeffnungen einst richtige gotische Masswerkfenster. Und die Fassade mit den beiden Türmen ist nicht eine breit ausladende Schauseite, sondern erinnert ebenfalls an die mittelalterlichen Bauperioden.

Kriegszerstörung und Brände, aber auch das Bedürfnis, einen immer prächtigeren Wallfahrtsmittelpunkt einer grossen Region zu schaffen, führten zu den sukzessiven Umgestaltungen, die immer wieder in Geschmack und Stil der Zeit vorgenommen wurden. — Für den Besucher unsichtbar blieb die sehr geräumige karolingische Krypta, eine der grössten, die sich erhalten hat. Grabungen in dieser würden gewiss auf noch ältere Reste stossen lassen.

Da zur Zeit des vorgesehenen Besuches im Kirchenschiff einer Hochzeitsfeier wegen mächtiger Orgelklang ertönte, blieb unverhofft zunächst Zeit, sich einige besonders sehenswerte Stücke des wertvollen Kirchenschatzes vorzeigen zu lassen, so einen metallenen Buchschrein aus der Zeit um das Jahr 1000, vielleicht aus der Reichenau stammend, ein Prozessionskreuz mit hochinteressanten Zieraten, Seidenstoffe mit Stickereien, die gegen 1500 Jahre alt sein dürften.

Solche Herrlichkeiten fehlen der Klosterkirche von Königsfelden, die am Vormittage besucht wurde. Sie weist architektonisch viel Gemeinsames mit dem gotischen Bau von Säckingen auf, ja sie hatte höchstwahrscheinlich denselben Baumeister. Dem schlicht-einfachen Bettelordensideal sind beide Kirchen verpflichtet. Aber das Doppelkloster Königsfelden hörte 1528 (Reformation) zu existieren auf, doch blieb der wunderbare Zyklus von Glasmalereien im Chor erhalten, einer der schönsten weit und breit aus dem 14. Jahrhundert. Wie das ganze Kloster stellte er eine Stiftung der Habsburger zum Gedächtnis des ermordeten Königs Albrecht dar.

Das zentrale Fenster mit der Leidensgeschichte Christi mit dem satten Blau des Hintergrundes, mit dem violetten Marterpfahl der Geißelung wird gewiss am längsten in der Erinnerung haften. Aber auch etwa das Fenster mit den Szenen aus der Lebensgeschichte des Franz von Assisi, so etwa die Vogelpredigt mit den stilisierten Bäumen, sei erwähnt. Der Stil der Glasmalereien weist am ehesten rheinabwärts, in die Gegend von Strassburg.

Das vorzügliche Mittagessen in Säckingen bot Gelegenheit zu Rede und Gegenrede. Namentlich sei dankbar der Willkommgruss des Säckinger Vizebürgermeisters Baumgartner erwähnt. Und die Führer, ohne die den Exkursionsteilnehmern manches dunkel geblieben wäre, der Säckinger Historiker Fridolin Jehle und der Zürcher Kunsthistoriker Adolf Reinle, seien hier gleichfalls mit dankbarer Anerkennung genannt.

-d -r

Vorträge*

1975

Wirtschaftliche Entscheidungsprozesse im alten Basel

*Vortrag von Dr. Peter Stolz am 4. Januar
(387)*

Anstelle des erkrankten Prof. Dr. M. Mattmüller, der über die Hungersnot von 1770 hätte sprechen sollen, trug der auch bei uns in Glarus nicht unbekannt Dr. rer. pol. Peter Stolz, Dozent für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften am Technikum beider Basel, in freier, lebendiger Rede über das im Titel genannte Thema vor. Er zeichnete zunächst kurz die baslerischen politischen Institutionen im Ancien régime. Ausgeschlossen von allen Entscheidungsbefugnissen waren die untertänige Landbevölkerung sowie die städtischen Hintersassen, die an Zahl den Stadtbürgern fast gleich kamen. In den mannigfach abgestuften Stadtbehörden nahmen die sich selbst ergänzenden Zunftvorstände, wobei vier «Herren»-Zünften elf Handwerkerzünfte bzw. ihre Vertreter gegenüberstanden, Einsitz. Die «Häupter» waren die je zwei Burgermeister und Oberstzunftmeister.

In der Wirtschaftspolitik waren natürlich Interessen von Gewicht, und zwar die verschiedenen gelagerten Interessen der Fabrikanten (bzw. Verleger) und Kaufleute auf der einen, der Handwerker auf der andern Seite, welche letztere zudem von Zunft zu Zunft verschieden waren, so dass eine zünftlerische Interessensolidarität nicht vorhanden war. Aber die altbaslerische Wirtschaftspolitik wies auch Züge auf, die frei von Gewinnstreben waren, patriarchalisch-wohlfahrtsstaatliche Züge. Ferner war sie keineswegs weniger rationell orientiert als heute, eine Haltung, zu der schon ein ge-

* Die Referate sind wiedergegeben nach den «Glarner Nachrichten» vom 8. Januar 1975 (-d-r), 18. März 1975 (-d-r), 3. Juli 1975 (-d-r), 22. Oktober 1975 (-d-r), 7. November 1975 (-d-r).

wisser Mangel an Hilfsmitteln, mit denen gewirtschaftet werden musste, zwang. Auch die Basler Wirtschaftspolitik war im Zeitalter des Merkantilismus (17./18. Jahrhundert) in einem gewissen Masse protektionistisch. Die daherigen Massnahmen ergaben sich aus der Verschiedenheit der Interessen.

Die Seidenfabrikanten hatten sich schon früh gegenüber den Zünften durchgesetzt. Sie beschäftigten vorwiegend Heimarbeiter draussen auf der Landschaft sowie im bischöflichen Gebiet. Nur einige Spezialarbeiten konnte sich die Weberzunft noch reservieren. Merkwürdig sind in den Jahren um 1670 die Auseinandersetzungen um den «Kunststuhl», ein Bandwebstuhl, auf dem nicht wie bisher ein einziges Band gewoben wurde, sondern bis zu 16 Bänder nebeneinander, eine «handgetriebene Maschine», hundert Jahre vor der in England anhebenden industriellen Revolution.

Aus mannigfachen, keineswegs etwa nur irrationalen Gründen forderten die Zünfte das Verbot des Kunststuhls. Sie hatten Gründe, den technischen Fortschritt zu fürchten. Aber auf die Dauer konnte er nicht aufgehalten werden, schon deshalb, weil gleichartige Errungenschaften auswärts aufgebracht werden konnten und dann die Fabrikanten wahrscheinlicherweise weggezogen wären. In Verbindung mit dieser Auseinandersetzung stand diejenige um die Einführung eines Ausfuhrzolls, eine Institution, die fallengelassen wurde, während der «Kunststuhl» blieb.

Wichtiges wurde ferner vorgebracht über die Lebensmittelversorgung des Territoriums, das sich in dieser Hinsicht nicht selbst genügte. Brot- und Fleischpreise wurden eh und je von der Obrigkeit festgesetzt, in Notzeiten auch Importe behördlich in die Wege geleitet. Es waren erstrangige Entscheide, und die Interessen der beteiligten Zünfte (Bäcker, Metzger) konnten dabei nicht berücksichtigt werden. Ganz bestimmte Vorstellungen vom Gemeinwohl spielten da hinein.

Der erhebliche Ansprüche stellende Vortrag stiess auf das wache Interesse der ansehnli-

chen Zahl der Zuhörer und löste eine selten rege Aussprache aus. Ständerat Dr. F. Stucki steuerte aus reichem Wissen ein neues Kapitel zu dem früher schon einmal angesprochenen Thema «Glarus und Basel» bei. Wenn auch Glarus damals noch nicht in vollem Sinne demokratisch war, so doch demokratischer als Basel. Die Behördenorganisation aber war noch komplizierter als die schon reichlich komplizierte baslerische und die Befugnisse der einzelnen Behörden ebensowenig abgegrenzt wie dort. Auch in Glarus wurden Verordnungen über Lebensmittelpreise, über Heimarbeit, selbst mit Strafandrohungen, erlassen.

In Genf, so hörte man von dem anwesenden Genfer Rechtshistoriker W. A. Liebeskind, einem langjährigen Mitglied, lagen die Verhältnisse wesentlich anders. Die Zünfte waren ohne politische Bedeutung. R. Zwick y, Matt, machte interessante Angaben über Lebensmittelpreise und Verdienste im Kleintal zu jener Zeit; er wird dann auch zum Thema «Hungersnot von 1770» aus den von ihm wiederaufgefundenen Quellen wesentliche Angaben machen können, wenn Prof. Mattmüller doch noch nach Glarus kommen kann. Dr. Christoph Brunner, Mitlödi, endlich weitete den Blickpunkt ins Gesamteuropäische aus. -d -r

«Vergessene Glarner Bräuche»

Vortrag von Elisabeth Thomann-Arbenz

am 15. März

(388)

Von heutigen Fasnachts- oder Klausbräuchen, vom Fridolinsfeuer und dem Scheibenfleuchen (Sernftal) sowie von den allfälligen vorschristlichen Ursprüngen solchen Brauchtums, das jeder noch kennt, konnte kaum die Rede sein. Wo aber ist von vergessenen Bräuchen die Rede? Mit einiger Vorsicht sind die Erzählungen der ältesten Leute aufzunehmen. Sichereren Boden, meinte die Referentin,

betrete man in den amtlichen Protokollen des 17. und 18. Jahrhunderts. Da war denn etwa davon die Rede, wie die gregorianische Kalenderreform (1582) selbst von den Katholiken erst sehr spät rezipiert wurde (1701), von den Evangelischen aber bis zur Revolution überhaupt nicht, so dass man im Tal der Linth fast hundert Jahre lang unter zwei Zeitrechnungen lebte und ständig besorgt sein musste, dass einer des andern Feiertage nicht störte.

Mancherlei besonderes Brauchtum schloss sich auch an die «Friedgebote» der Landsgemeinde an. «Den Frieden abtrinken» war ein symbolischer Versöhnungsakt. Der Ausdruck wurde schon im 19. Jahrhundert nicht mehr verstanden. Wie anderwärts ward auch im Glarnerland dem Konsum des Tabaks lange mit Verboten begegnet, und zwar verbot man — wie der Berichterstatter hinzufügen darf, wohl aus einer unbewussten Ahnung einer medizinisch beweisbaren Schädlichkeit — insbesondere das «Tabaktrinken». d. h. das Verschlucken (Inhalieren) des Tabakrauchs, oft in Verbindung mit Wein.

Auch in die Kleidermode — sie ist gleichfalls ein Stück sich wandelnden Brauchtums — griff die Obrigkeit ein. Wie gerne wäre sie beim Gewohnten, Altvertrauten, Einheimischen geblieben! Sie musste dennoch kapitulieren. Das kirchliche Brauchtum wurde nur gestreift; insbesondere von den privilegierten Kirchenstühlen war da die Rede. Viele Verordnungen befassten sich mit den «Knaben», den Ledigen und ihren Verbänden. Kommt auch der Ausdruck «Knabenschaft» im Glarnerland nicht vor, so existierten solche doch bis vor kurzem auf dem Kerenzerberg, bis heute im benachbarten Sarganserland.

Katholisch Glarus, das von 1656—1836 die «Fahrt» allein beging, wies mancherlei besondere Fahrtsbräuche auf, namentlich in der Beventation, der Willkommheissung der Gäste aus Schwyz. Anlässlich der Dorfchilbenen wurde eh und je getanzt, wobei ein «Meister» aus dem Kreise der Ledigen der Anführer war. Oft wurde der schweren Zeiten wegen das Tan-

zen verboten; wenigstens für die Chilbidiensttage setzte sich das Verbot durch.

Weit verbreitet war das Lärmen am Ende der Fastenzeit. Auch dagegen gab es behördliches Einschreiten. Ebenso wurde das Maskentreiben immer wieder verboten, und zwar, wie die anschließende Aussprache ergab, aus sehr verständlichen Gründen, ereigneten sich doch dabei manche wüste Händel, mit Schlägereien, ja, Todschat. In der Diskussion kamen namentlich von Mitgliedern aus dem Sernftal und aus Näfels ergänzende Beiträge. -d -r

Glarner Mundartdichtung

*Kurzvortrag von H. R. Comiotto am 15. März
(389)*

Der Referent sprach in seinem Kurzvortrag zunächst von Mundartdichtung und ihrer richtigen Schreibung, in deren Probleme er bei der Neuausgabe von Caspar Streiffs «Heiri Jenni im Sunnebärg» tief eingedrungen ist. Mundartdichtung gibt zudem Anlass zu sprachlicher Selbstbesinnung, auch die Frage nach der Zukunft der Mundart erhebt sich. Sie soll lebendig und echt bleiben, urchig aber gar nicht unbedingt sein, so kräftig aber, dass sie ruhig auch neue Elemente, zumal solche, die sich aus der modernen Entwicklung unsrer Umgebung heraus ergeben, in sich aufnehmen und völlig assimilieren kann.

Von solch Allgemeinerem her führte der Referent an Caspar Streiff heran. In Luchsingen 1835 geboren, verbrachte dieser lange Jahre mit seiner Familie im fernen Antwerpen, kam nach Glarus zurück und wurde Staatskassier. Er schrieb so nicht in der Sprachform des Glarner Hinterlandes, sondern im Dialekt seines neuen Wohnortes Glarus. Von der ganz besonderen Art, wie er diese Mundart als Schriftsteller handhabte — sehr fern von allem Musealen ist sie — war nun die Rede, von Heiri Jenni, hinter dem sich doch eigentlich der Autor selbst verbirgt, von der Art sei-

nes distanzierten Berichtens über Glarnerland und Fremde. Glanzvoll aber schloss der Nachmittag ab mit (dem schönen, ausdrucksvollen Lesen zweier längerer Partien aus der Kleinen Dichtung. Sie kam im Jahre 1904 zuerst heraus und wird uns nun bald wieder in der neuen (3.) Ausgabe erfreuen. -d -r

Aus der Kunstgeschichte des Glarnerlandes *

7. Zyklus,
veranstaltet vom Hist. und vom Lehrerverein
Vier Lichtbildervorträge von Dr. J. Davatz
vom 5., 12., 19. und 26. September
(391—394)

Die Teuerung von 1770/71

Vortrag von Professor M. Mattmüller
am 18. Oktober
(395)

Von schönen Kirchen und Privathäusern aus dem 18. Jahrhundert hörte man im September in einem Vortrag von Dr. Davatz. Professor M. M a t t m ü l l e r, Basel, erzählte einer gespannt lauschenden, wenn auch nicht überaus zahlreichen Zuhörerschaft von der Notdurft des nackten Daseins in einem Krisenjahr dieses selben Jahrhunderts. Diesem Teuerungsjahr folgten noch die Teuerungen von 1817 und von 1845—47. Seither konnten derartige Ernährungskrisen auch bei wahren Missernten in Europa dank der besseren Transportmöglichkeiten vermieden werden.

* Die «Glarner Nachrichten» veröffentlichten am 10., 16., 25. September und am 4. Oktober 1975 ausführliche Referate des Vereinspräsidenten über diese Vorträge, die sehr grossen Anklang fanden. Die Referate erschienen im Sonderdruck als kleine Broschüre, die bis heute im Buchhandel erhältlich ist. So verzichten wir an dieser Stelle auf eine Wiedergabe.

Zugleich mit der Darlegung der Ergebnisse gewann der Zuhörer auch Einblick in die Methoden des Referenten. So war zuerst allgemein von historischer Wetterkunde die Rede, für die gerade in Basel ungemein gute Aufzeichnungen vorliegen. 1769/70 war ein eher mildes, aber ausgeglichenes Jahr. 1770 aber folgten ein sehr kalter und niederschlagsreicher April und danach ein kühler und nasser Sommer. Schon die Getreideaussaat begegnete Schwierigkeiten, wenig reifte. Gras verfaulte vielfach, dieweil Hafer, Aepfel, Wein gediehen. Während sonst die Ernteerträge um 5 % auf und ab schwankten, ergab sich jetzt ein Ausfall von 25 bis 38 %. Nur für 200 Tage war die Versorgung des Standes Basel gesichert. Getreidepreise erreichten Höchststände, aber auch die Preise von «Ausweichlebensmitteln» wie Erbsen, Kraut und Rüben schossen in die Höhe.

Dabei trafen Teuerung und Mangel eine infolge einer vorangegangenen Krise vielfach durch Arbeitslosigkeit geschwächte Bevölkerung. Sehr viele Leute wanderten schon damals nach Pennsylvanien und andern nordamerikanischen Kolonien aus. Die erhaltenen Gesuche um Freigabe der Auswanderung (Manumissionsgesuche) sind die sprechendsten Belege für diese extreme Notlage, die die Posamenter stärker verspürten als die Landwirte; Posamenter wanderten denn auch viel mehr aus. Dabei war die Obrigkeit sehr zurückhaltend im Gewähren der Auswanderungserlaubnis. In einem hohen Stand der Bevölkerung drückte sich für den «gesunden Menschenverstand» Gedeihen, Ansehen und Machtstellung eines Gemeinwesens aus — damals wie heute, darf der Berichterstatter hinzufügen.

Dank den Interventionen des bekannten «Menschenfreundes» Isaak Iselin war immerhin die Basler Auswanderungspolitik weniger restriktiv als die vieler anderer Regierungen. Der aufgeklärte Ratsschreiber und Schriftsteller kann geradezu als ein Vorläufer von Th. R. Malthus bezeichnet werden. — Die Heiraten gingen zurück, auf dem Lande noch

mehr als in der Stadt. Weniger Kinder kamen zur Welt, wobei hier wie anderwärts — für Genf ist es besonders gut erforscht — an gewollte Beschränkung der Geburten zu denken sein soll. Mehr Todesfälle erfolgten, nicht eigentlich durch Verhungern, sondern durch Krankheit infolge schlechter Ernährung. Auch eine Ruhrepidemie heischte viele Opfer. Alle diese und sehr viele andere Angaben können nur auf Grund ebenso gründlicher wie problembewusster Durchforschung der Kirchenbücher (der Vorgänger der heutigen Zivilstandsbücher) gemacht werden.

Die Basler Regierung traf auch aktive Massnahmen gegen die Teuerung, wobei die Grenzlage eine Erschwerung bildete. Viele Güter, von denen Naturalzehnten in Basel abzuliefern waren, lagen im Elsass, in der Markgrafschaft Baden, in Vorderösterreich. Ein Abgesandter, beim Ambassadeur in Solothurn abgewiesen, musste nach Versailles reisen, um wenigstens die freie Einfuhr jener Zehntabgaben zu erreichen. Die eigentliche Getreidezufuhr aus jenen Nachbargebieten blieb noch lange gesperrt. So musste auf ferner liegende Gebiete (Mannheim, Marseille) gegriffen werden, wobei hohe Transportspesen in Kauf genommen werden mussten.

Dabei standen sich im Rathause freihändlerisch-physiokratische und protektionistische Strömungen gegenüber. Nach zwei Monaten regulierten Getreidehandels, der nicht viel eingebracht hatte, wurde dieser Handelszweig wieder ganz freigegeben. Für das, was der Handel an Ergänzung nicht eingebracht hatte, konnte auf die Vorräte in den Kornhäusern zurückgegriffen werden, die allerdings jetzt sehr zusammenschumpften. Manchenorts waren die Obrigkeiten die Nutzniesser dieser Teuerungen, weil sie das billig eingelagerte Korn jetzt teuer abstiessen; anderswo, wie auch in Basel, gaben sie das Lagergut zu den Einstandspreisen oder gar noch darunter ab, in gezielter Weise besonders an Bedürftige. Dazu trat die normale Armenfürsorge. Anzeichen sind da, dass trotz aller Fürsorge das Miss-

trauen der Untertanen gegenüber der Obrigkeit eher anstieg.

An den Vortrag, in dem eine neue Blickrichtung der Geschichtsforschung zum Ausdruck kam, schloss sich eine Aussprache an, die sich nicht in Frage und Antwort erschöpfte. Alt-Lehrer R. Zwick y, Matt, konnte mancherlei aussagen über die Art, wie die Teuerung jenes Jahres im Glarnerland verspürt wurde, z. T. auf Grund der handgeschriebenen Chronik eines Mannes aus Matt namens Marti, der, wohl ein Schüler eines der Pfarrer Steinmüller, besser schreiben konnte als die Baselbieter Bittsteller, von denen die Rede war. Viel eigene Gedanken allerdings finden sich in den Aufzeichnungen nicht. Es ging hervor, dass die Landsgemeinde, die gefasste Beschlüsse nach wenigen Jahren wieder fallen liess, zur Vor- und Fürsorge weniger geeignet war als die landesväterliche Obrigkeit eines Stadtstaates. Nicht zuletzt waren R. Zwickys Ausführungen auch in historiographischer Beziehung von Gewicht.

Der Referent gab zum Schlusse einige Präzisierungen über den Kartoffelbau. Kartoffelanbau auf Kosten des zehntpflichtigen Kornbaus wurde lange nicht zugelassen. So wurden im alpinen Gebiet Kartoffeln früher angepflanzt als im Mittelland. Ein Kartoffelhandel setzte erst nach der Teuerung von 1770/71 ein. — Auf aussereuropäische Hungersituationen und ihre demographischen Auswirkungen konnte nicht mehr eingegangen werden. -d -r

Vom Suter-Handel in Appenzell

*Vortrag von Dr. Max Triet am 31. Oktober
(396)*

Appenzell-Innerrhoden war im 18. Jahrhundert gegenüber dem wirtschaftlich mächtig aufgeblühten Ausserrhoden ein stilles, ja zurückgebliebenes Ländchen, das auch als eidgenössischer Ort bedeutungslos geworden war. Ein Gerichtsfall aus dem Jahre 1784 brachte

dann aber den Hauptort lange Zeit über die Kantons-, ja die Schweizergrenzen hinaus ins Gespräch. Am 9. März 1784 wurde in Appenzell Anton Joseph Suter, obwohl er trotz Folter keines der ihm vorgeworfenen Vergehen bekannt hatte, enthauptet. Er war zwei Jahre lang Landvogt im Rheintal, jahrelang alternierend mit Landammann Geiger Inhaber des höchsten Landesamtes gewesen, dann, nicht ohne dass er auch selber Fehler gemacht hätte, in formloser Weise entsetzt und verbannt worden. Er hatte sich aber nach langen Jahren seines Konstanzer Exils in falscher Einschätzung der Lage wieder im Lande blicken lassen. Nach seinem Ende wurde auch gegen seine Anhängerschaft gewütet.

Damit aber war der Fall nicht zur Ruhe gekommen. Im Verlaufe der Jahre nach der Enthauptung erschien eine ganze Reihe von Schriften, die den Handel mehr oder weniger genau darstellten und mehr und mehr für Suter Partei nahmen. War es, wie es die Streitschriften erscheinen liessen, ein Streit zwischen Herren und Volksmännern, zwischen Aristokraten und Demokraten? Mit dieser Etikettierung jedenfalls ging der Handel in alle Darstellungen der Schweizergeschichte, die ihn überhaupt erwähnten, ein, von Zschokke über Dierauer bis in unser Jahrhundert. Einzig Charles Monnard, einer der Fortsetzer Johannes von Müllers, stellte, obwohl er jene Etikettierung auch nicht ganz vermeiden konnte, den Fall erstaunlich objektiv dar.

Der Referent, Dr. phil. Max T r i e t aus Ragaz, der in Basel wirkt, hat durch seine Forschungen den Fall auf die richtigen kleinen Proportionen eines Streithandels zwischen Personen und Familien, bei dem auf beiden Seiten Fehler gemacht wurden, zurückgeführt, wobei immerhin die suterfeindliche Gruppe die staatlichen Machtmittel weit über Gebühr in ihrem Interesse ausnützte. Er hat darüber hinaus dargetan, dass das ganze schweizerische 18. Jahrhundert, dessen Geistesgeschichte glänzend erforscht und dargestellt ist, im übrigen vielfach noch mit traditionellen, nie recht

überprüften Clichévorstellungen betrachtet wird, allzu sehr als Vorgeschichte der Katastrophe von 1798, ähnlich wie die ganze erste Hälfte des 19. Jahrhunderts allzu lange einzig unter dem Gesichtswinkel des notwendigen Zieles von 1848 betrachtet worden ist.

Jetzt ist die Basler sozialgeschichtliche Schule und sind die Wirtschaftshistoriker von Zürich und Genf daran, ein neues Bild von den Zuständen zu erarbeiten, und eine ganze Reihe von Forschern untersucht die verschiedenen kleinen Aufstandsbewegungen und Parteistreitigkeiten auf ihr wahres Wesen hin, um womöglich zu einer Typologie derselben zu gelangen. — So ist die Geschichtsforschung und Darstellung in beständigem Fluss, ist sie in Abbau und Aufbau begriffen. Sie wird dabei zunächst immer spezialwissenschaftlicher, bis eine Synthese erarbeitet ist, die nicht nur ein kleines Häuflein Unentwegter, sondern wieder das Volksganze anzuziehen vermag. -d -r

1976*

Ursachen und Ausbruch der Burgunderkriege

*Vortrag von Prof. Ad. Gasser am 10. Januar
(397)*

Das sich 1976 vollendende Halbjahrtausend seit den grossen Burgunderschlachten war für den historischen Verein, wie dessen Präsident Dr. Eduard V i s c h e r einleitend erklärte, der Anlass, die erste Veranstaltung des Jahres dem scheinbaren Primarschulthema Burgunderkriege zu widmen. Ist es ein blosses Schulbuchthema? Der lebendige Vortrag von Prof. Adolf G a s s e r (Basel), der sich auf «Ursachen und Ausbruch der Burgunderkriege» beschränkte, bewies jedenfalls, dass mindestens

* Die Referate sind wiedergegeben nach den «Glarner Nachrichten» vom 22. Januar 1976 (vs.), 20. Februar 1976 (vs.), 17. März 1976 (-d -r), 30. September 1976 (-d -r), 4. November 1976 (-d -r), 6. Dezember 1976 (-d -r), 16. Dezember 1976 (-d -r).

die Vorgeschichte des Ringens uns auf derart verschlungene Wege handfester Realpolitik führt, dass es unmöglich ist, sie auf eine simple Schulbuchformel zu reduzieren.

War die Eidgenossenschaft von Karl dem Kühnen bedroht? Oder liess sie sich vom raffinierten Franzosenkönig Ludwig XI. in einen für sie unnötigen Krieg hineinmanöverieren? Die zweite Annahme entstammt, so merkwürdig es scheint, der konfessionellen Propaganda; ihr Urheber ist der Berner Chronist Valerius Anshelm († 1546), der bis in die neueste Zeit unter den Historikern Gefolgschaft gefunden hat. (Als Beispiel erwähnt der Berichterstatter Sigmund Widmer, der die Ansicht vertritt, die Eidgenossenschaft habe damals die Chance verscherzt, durch ein Bündnis mit Karl dem Kühnen in europäische Dimensionen hineinzuwachsen.)

Die Klärung der Kontroversfrage findet Prof. Gasser beim österreichischen Historiker Karl Bittmann («Die Memoiren des Philippe de Comynes als historische Quelle», Göttingen 1970). Bittmann beleuchtet zunächst, Philippe de Comynes folgend, den Gegensatz zwischen Karl dem Kühnen und Ludwig XI.: Karl («den Kühnen» oder «le Téméraire» nannte man ihn erst nach seinem Untergang), 34jährig zur Macht gekommen, ein draufgängerischer, allerdings auch zum Paktieren fähiger Expansionspolitiker, faktisch mächtiger als seine beiden Lehensherren, der französische und der deutsche König, Verächter der Bauern und Bürger, beseelt vom Wunsch, deutscher König zu werden; Ludwig, zehn Jahre älter, vorsichtig, haushälterisch mehr dem Geld als den Waffen trauend, ein Virtuose der Diplomatie, im übrigen innenpolitisch mehr bedroht als Karl.

Hat nun Ludwig die Eidgenossen in seine Pläne eingespannt? Nein. 1471 schlug er gegen Karl los, ohne an die Schweizer zu denken. Es zeigt sich vielmehr, dass die Initiative zur Kooperation von den Eidgenossen her kam. Und hier war es der Berner Schultheiss Niklaus von Diesbach, der es verstand, Ludwig

zum Werkzeug seiner Pläne zu machen. Er erreichte vor allem, dass der König die Rüstungen der Schweizer finanzierte.

In welcher politisch-militärischen Lage aber befand sich die Eidgenossenschaft? Im Pakt von St-Omer vom 5. Mai 1469 hatte Herzog Sigmund von Oesterreich, um die Forderungen der Eidgenossen aus dem Sundgauerzug erfüllen zu können, das Oberelsass und den Schwarzwald an Karl den Kühnen verpfändet. Der Pakt war aber zugleich ein Defensivbündnis der beiden Herrscher gegen die Eidgenossen. Bern sah nun sein Interesse- und Herrschaftsgebiet vom Genfersee bis Waldshut von Karl und dessen Verbündeten umklammert. Unter diesen Umständen erschien einerseits die Anlehnung an das burgundfeindliche Frankreich als Lebensnotwendigkeit, anderseits reifte der Gedanke heran, mit Oesterreich einen Ausgleich zu suchen. Diesen Gedanken förderten besonders auch die Reichsstädte am Oberrhein von Basel bis Strassburg, denen das herrische Regiment des Burgundischen Vogtes Peter von Hagenbach in den elsässisch-schwarzwäldischen Pfandlanden zuwider war; sie und selbst die Eidgenossen hatten lieber die etwas schlampige österreichische Herrschaft im Nachbargebiet als die «welsche Tyrannei» Hagenbachs, deuteten doch zudem die Investitionen des Burgunderherzogs darauf hin, dass er sich in den Pfandlanden endgültig festzusetzen gedachte.

Angesichts dieser Brüskierung Oesterreichs durch Karl den Kühnen ergab sich für die Eidgenossenschaft die Chance, die burgundisch-habsburgische Koalition von St-Omer dadurch zu zerstören, dass man Herzog Sigmund zum Schützling machte und ihm Unterstützung bei der Rückeroberung der Pfandlande in Aussicht stellte. Eine solche eigentliche Rückeroberung erübrigte sich, als die Herrschaft Hagenbachs und damit Karls durch eine Erhebung zusammenbrach. Die diplomatische Kunst Diesbachs brachte es im Verein mit den Städten — auch den eidgenössischen — zudem fertig, dass selbst die Länderorte ihren Widerstand gegen

den Frieden mit Oesterreich aufgaben; dieser Friede kam dann in der «Ewigen Richtung» vom 30./31. März in Konstanz zustande.

So waren die Weichen gestellt für die kommende Auseinandersetzung. Burgundische Schikanen lagen vor, und die gegenüber Karls Söldnern unvergleichliche Kampftüchtigkeit und Kampfeslust der Eidgenossen führten zum Kriegserfolg. Vom politischen Standpunkt aus aber ist zu sagen: der eigentliche Ueberwinder Karls des Kühnen war Niklaus von Diesbach, auch wenn er dessen Untergang nicht mehr erlebte: er starb am 7. August 1474 an der Pest.

vs.

Die Landsgemeinde von Katholisch Glarus 1624—1837

*Vortrag von Alb. Müller am 13. Februar
(398)*

Der Glarner Rechtshistoriker E. F. J. Müller hat einst nicht ohne Stolz darauf hingewiesen, dass im Lande Glarus bereits zu einer Zeit, wo sonst allüberall Religion und Staat gleichgesetzt waren, dem Individuum die freie Entscheidung über seinen Glauben gewährt blieb. Dieser Satz von der persönlichen Glaubensfreiheit tönt in den Ohren von uns Heutigen höchst einfach.

Die harte Wirklichkeit sah anders aus. Gerade die konfessionellen Auseinandersetzungen führten den Miniaturstaat Glarus zu jener reichen Differenzierung, die ihm Präsident Dr. Eduard V i s c h e r an der jüngsten Veranstaltung des Historischen Vereins im «Schwert» zu Näfels attestierte. Eine Entwicklung des Vertragsrechts, die 1683 zum Abschluss kam, machte die beiden Konfessionen zu staatsähnlichen Gebilden, denen nichts fehlte als die Abgrenzung der Territorien.

* Der volle Wortlaut dieser Ausführungen liegt bereits im Drucke vor, in: Mitteilungen der Freunde des Freulerpalastes, Nr. 11, 1976, S. 1—19. Wir hielten es für richtig, das Referat von Pater Volkmar Sidler trotzdem zum Abdruck zu bringen, schon deshalb, weil nicht alle unsere Mitglieder im Besitze dieser «Mitteilungen» sein dürften.

Ueber den damaligen Souverän von Katholisch Glarus, die konfessionelle Landsgemeinde, zu referieren, war wohl niemand eher berufen als der gewiegte und passionierte Näfeler Lokalhistoriker Albert Müller. Was er in gut einstündigem Vortrag bot, war von einer solchen Fülle, dass hier lediglich Einzelheiten erwähnt werden können.

Die beiden konfessionellen Landsgemeinden versammelten sich ordentlicherweise eine Woche vor der gemeinsamen Tagung, und zwar am letzten Aprilsonntag. (Hier dürfte der Grund dafür liegen, dass Glarus noch heute mit seiner Landsgemeinde um eine Woche hinter den anderen Landsgemeindekantonen liegt.) Eigenartigerweise gab es weder für die katholische noch für die reformierte Landsgemeinde einen festgelegten Versammlungsort, die katholische tagte bald in Näfels, bald in Netstal, am meisten wohl in Erlen (zwischen den beiden Dörfern); unverkennbar ist das Bestreben, die Versammlung an einen Ort mit historischer Signifikanz einzuberufen, so in Näfels zum Fahrtsplatz, auf den Bühl, in den Hof des Freulerpalastes, bisweilen gar in die Kirche — wobei der Zweck der Uebung wohl darin bestand, unwillkommene Zaungäste (im Klartext: Beobachter von der anderen Konfession) fernzuhalten.

Tagte man im Freien, so stellte sich die Gemeinde im Ring auf. Die Versammlung begann um elf Uhr; etliche Mühe bereitete bisweilen die «Säuberung» des Rings von Unbefugten (siehe oben!) Erstaunlich ist für uns Heutige die Dauer dieser Landsgemeinden: sechs Stunden waren wohl das Gewöhnliche, es kam aber auch vor, dass sich die Versammlung erst wegen Einbruchs der Dunkelheit «vorzeitig» auflöste und ausserordentliche Tagungen für den Rest der Geschäfte anberaumt werden mussten — allerdings kein Wunder angesichts der Zahl der Geschäfte und wenn man bedenkt, dass dem Redestrom keine zeitlichen Grenzen gesetzt waren.

Den Anfang der Landsgemeinde bildete die Lesung der einschlägigen Mandate durch den

Landschreiber, worauf eine Ansprache des Standespräsidiums (wenn möglich des Landammanns) folgte. Reizvoll, dass die Reden von Joseph Fridolin Hauser, der die konfessionelle Landsgemeinde von 1736 bis 1741 erst als Landesstatthalter, dann als Landammann leitete, noch heute in einem von ihm selbst geschriebenen «Compendium» erhalten sind: die Themen wechseln von Jahr zu Jahr, doch immer erhebt Hauser die weltlich-politische Ordnung ins Ueberweltliche, weshalb es nicht erstaunlich ist, dass die Reden mit einem Amen endigen.

Es folgte, wenn nötig, die Wahl des neuen Landesherren, sonst das Gebet, das zum geschäftlichen Teil überleitete. Es bestand in der Regel in einem vom Vorsitzenden vorgeschprochenen Vaterunser und Avemaria; mehrmals ist bezeugt, dass die still mitbetenden Teilnehmer dazu knieten. In gleicher Weise wurde auch am Schluss gebetet, ja es kam vor, dass zwischen den Verhandlungen ein Gebet eingeschaltet wurde.

Lang war die (vom Rat vorbereitete) Liste der Geschäfte: Auf die Verlesung des Protokolls, die schon damals bisweilen als entbehrlich empfunden wurde, folgte der Finanzbericht, dann die Festlegung der Landeswallfahrt nach Einsiedeln, eines seit dem 15. Jahrhundert bestehenden staatlich-kirchlichen Aktes, weiter die Verhandlungen über Truppenzüge und Militärkapitulationen, die Aufnahme neuer Landleute ins Landrecht, Behandlung von Fragen der Ruhe, der Sicherheit, der Kleidermoral und schliesslich — als besonders attraktives Traktandum natürlich gegen Ende — die Vergebung der Aemter, Dienste, Gesandtschaften, Ehrenstellen, sowie von Studienfreiplätzen. Nicht zu vergessen ist, dass der Landsgemeinde selbst gewisse richterliche Befugnisse zustanden: Sie war in Einzelfällen Appellationsinstanz.

Der Landesvertrag von 1623 hatte jeder Konfession ihren bestimmten Anteil an den Aemtern im Land zugewiesen. So hatten die Evangelischen jeweils für drei Jahre, die Ka-

tholiken hierauf für zwei Jahre den Landammann zu stellen, andere Aemter waren im Verhältnis 2:1 zu besetzen. 1638 wurde auch die Verwaltung der Vogteien ähnlich geregelt, später selbst die diplomatischen Gesandtschaften und Vertretungen. Damit waren sämtliche Wahlen in die Kompetenz der konfessionellen Landsgemeinden gelegt; die allgemeine Landsgemeinde hatte nur noch Bestätigungsfunktion.

Merkwürdigerweise bestanden nun innerhalb der katholischen Konfession ähnliche Aemterverteilungsregeln zwischen der «obern» und der «untern» Kilchhöri, d. h. zwischen Glarus und Näfels, ja selbst innerhalb der «untern» bedingte sich Oberurnen einige Besetzungsrechte aus. Ausserdem delegierte die Landsgemeinde bisweilen einzelne Geschäfte an die Kilchhörenen, so dass selbst den Kirchgemeindeversammlungen Landsgemeindefunktion zukam.

Ein weiteres Kuriosum: von 1649 bis 1822 wurden sämtliche Landesämter, Richterstellen, Vogteien durch das Los (Kugellos, Kübellos) vergeben. Verlost wurde unter sechs Kandidaten. Dadurch wurde offenbar die Ausschüttung hoher Schmiergelder vermieden.

Eine Erwartung des Vorsitzenden und wohl auch manches Zuhörers konnte der Referent nicht erfüllen: die Schilderung eines barockbunten Vor- oder Nachspiels der Landsgemeinde. Denn ein solches fand, soviel wir wissen, einfach nicht statt. Nicht einmal von einem feierlichen Aufmarsch ist in den Quellen die Rede. Es scheint, dass man ohne jede Förmlichkeit zusammentrat. Der Grund hiefür liegt nicht zuletzt in der bescheidenen Zahl der Stimmberechtigten, auch wenn das Stimmrecht mit 16 begann. Zählte man doch 1683 kaum mehr als 200 katholische Familien im Lande.

In der angeregten Diskussion wurde der Wunsch laut, das Referat möchte im Druck zugänglich werden. Diesem Wunsch schliesst sich der Berichterstatter umso freudiger an, da, wie man spürte, manches, was noch zu sagen wäre, ungesagt bleiben musste. vs

Die Freiherren von Attinghausen

Vortrag von Dr. Fritz Stucki vom 13. März
(399)

Dr. Fritz Stucki hat sich dem Historischen Verein mitten in der Zeit der Session der eidgenössischen Räte zu einem Vortrag zur Verfügung gestellt, der einen sehr schönen Abschluss der diesmaligen Wintersaison bedeutete. Was der Referent ausführte, war eine in die historischen Zusammenhänge gestellte reife Frucht der genealogischen Forschungen — diese selbst werden übrigens demnächst im Druck erscheinen —, mit denen Dr. F. Stucki vor einigen Jahren intensiv beschäftigt war.

Nachdem er die Bemühungen der Forscher um das Geschlecht der Attinghausen kritisch gewürdigt, die Quellen — leider vielfach lückenhafter Art — genannt hatte, aus denen er schöpfte, und den Zuhörern eine Stammtafel des Geschlechts unterbreitet hatte, holte er zu dem aus, was er selbst zu sagen hatte.

Die Freiherren von Attinghausen stammen nicht, wie man früher glaubte, von der Burg Schweinsberg im Emmental, sondern haben diese selbst von Uri aus begründet. Wenn burgundische Adelige wie die Attinghausen von den Zähringern, deren Einfluss und Macht von 1173 bis 1218 reichte, in Uri mit Grundbesitz ausgestattet wurden (ob aus Reichsgut, ob aus Fraumünsterbesitz, ist bis heute strittig), so stand das sicher im Zusammenhang mit der Sicherung des Gotthardpasses. Es ist wahrscheinlich, dass dieser etwas früher eröffnet wurde, als manche Forscher meinen, wohl schon zu Ende des 12. Jahrhunderts.

Der Grundbesitz der Attinghausen war weit zerstreut und reichte über Uri hinaus. Als wichtiges Privileg kam der Reichszoll zu Flüelen dazu. Attinghausen mit ihren festen Vorwerken war die grösste Burg in der Inner-schweiz. Nachdem das Geschlecht zwei Landammänner und einen mächtigen Kirchenfürsten gestellt hatte, starb es bald nach der Mitte

des 14. Jahrhunderts im Mannesstamme aus, die Seitenlinie der Schweinsberger hundert Jahre später ebenfalls.

In der weiblichen Linie aber gehören nicht nur Adrian von Bubenberg, der Sieger von Murten, sondern auch ein Bewohner von Netstal, der einfach der Netstaler zubenannt war und als der reichste Eidgenosse seiner Zeit galt, zu den Abkömmlingen, sondern auch die thurgauische Familie der Ballmoos bis zum heutigen Tage.

Werner von Attinghausen schon war Urner Landammann. Er war beim Abschluss des Bundes von 1291 führend beteiligt, ebenso noch beim Bunde von Brunnen von 1315. Er muss gegen Ende der 1320er Jahre gestorben sein. Landammann Johannes, der Sohn Werners, tritt seit 1330 in den Urkunden in Erscheinung. Er führte das Geschlecht zum Höhepunkt an Macht und Ansehen.

War sein Vater einer der Hauptgründer der Eidgenossenschaft überhaupt, so Johannes geradezu der Schöpfer der achtörtigen Eidgenossenschaft. Dazu verkörperte er nach Karl Meyer die ernerische Gotthard-Politik, gewann Zollprivilegien in Como und durch seine Heiratspolitik auch Einfluss an Simplon und Lukmanier. Mehrmals trat er als Schiedsrichter auf. In den Reichswirren stand er auf der Seite Ludwigs des Bayers; so stand er jahrelang unter dem Bannfluch der Kirche, und das ohne Minderung seines Rufes. Was er schuf, ist fast eine Hausmacht zu nennen. Gegen Ende seines Lebens muss sein Ansehen indes getrübt gewesen sein. Doch glaubt Dr. F. Stucki im Gegensatz zu andern Forschern nicht, dass er eines gewaltsamen Todes gestorben sei.

Die dritte grosse Gestalt des Geschehens ist Abt Thuring. Als junger Einsiedler Benediktiner im Marchenstreit als Gefangener nach Schwyz abgeführt, konnte er später, zum Abt von Disentis berufen, diesen alten Streitfall endgültig regeln. Er hat auch die engere Verbindung des eidgenössischen Bundes mit Zürich vorbereitet. Er starb schon einige Jahre vor Landammann Johannes.

Die Freiherren von Attinghausen haben Entscheidendes zur Schaffung der Eidgenossenschaft beigetragen. Sie standen dabei mitten in dem reichsweiten Kampf zwischen freien Gemeinden und Landesfürsten, der fast überall zugunsten der letzteren ausging. Wenn die Attinghausen die Partei der Eidgenossen ergriffen, so deshalb, weil sie nicht Gefolgsleute der Habsburger werden wollten; aber sie arbeiteten dabei mindestens ebenso sehr für sich selbst wie für ihre Landsleute. Das spürten diese schliesslich allzu deutlich. Sie zerstörten, wohl nach dem Tode des zweiten Landammans aus dem Geschlechte, die gewaltige Burg und brachen damit die Macht auch des einheimischen Adels.

Dass fünfzig Jahre später doch wieder eine Bauern- und Bürgerelite in den Orten der Eidgenossenschaft aufkam, darauf fiel im Referat noch ein letzter Blick. Die kurze Diskussion führte zu einigen präzisierenden Bestätigungen des Ausgeführten. -d -r

Von den Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1776—1976

8. Zyklus, veranstaltet vom Historischen
und vom Lehrerverein

3., 10., 17., 24. September und 22. Oktober
(400—404)

Unkenntnis gegenüber hat Propaganda leichtes Spiel. Die vier ersten Vorträge¹ — es sprachen Dr. K. Spillmann ZH, Prof. H. Guggisberg BS, Prof. H. Siegenthaler ZH und lic. phil. R. Zaugg BS — vermittelten Information wie Gesichtspunkte und regten dazu an, sich noch stärker durch Lektüre in die Geschichte zu vertiefen, die gerade in diesem Falle unmittelbar die Gegenwart, die wir zu durchleben haben, verstehen hilft. Aktuellen Hintergrund der anspruchsvollen Vortrags-

reihe, die immer mehr Zuspruch fand, bildeten ja die afrikanischen Missionen des amerikanischen Staatssekretärs.

Massachusetts Bay

Niedergang der englischen Landwirtschaft, Textilkrisen, Pestepidemien, Glaubensnot führten im 17. Jahrhundert zu den ersten Auswanderungen aus England. 56 000 Menschen überquerten unter grössten Gefahren den Atlantik in der Hoffnung, eine bessere Heimat zu finden. Es waren nicht Angehörige der alleruntersten Schichten, vielmehr der mittleren Bauern- und Handwerkerschicht meist jüngern Alters, viele als sogenannte Kontraktarbeiter, ein Verhältnis, das eine Art Sklaverei auf Zeit darstellte. Im Süden war damit die Einrichtung der eigentlichen Sklaverei vorbereitet.

Anders in Neu England. Geldgeber solcher Auswanderungen waren vielfach Adelige des Mutterlandes. — Besonders die Massachusetts-Bay-Comp. führte gut vorbereitete Auswanderungsaktionen durch, mit Leuten aus den gleichen Dörfern, mit kirchlichem Zusammengehörigkeitsgefühl, drüben auch mit lokaler Selbstverwaltung. Es wurde hier nach den Absichten der Gründer so etwas wie ein neues Israel errichtet, eine Gesetzgebung nach den Geboten der Bibel geschaffen. Bekennendes puritanisches Christentum war Vorbedingung des Bürgerrechtes (sich einschmuggelnde Anglikaner oder Freigeister wurden etwa zurückgeschickt, glaubensmässig Abweichende ausgewiesen).

Jeder einzelne sollte sich in der Welt bewähren (der m. W. von Max Weber geprägte Terminus der innerweltlichen Askese wurde in solchem Zusammenhang gebraucht), sich nicht etwa von ihr absondern. Derartige Identität von Kirche und Staat war nicht auf die Dauer möglich. Aber das Sendungsbewusstsein blieb und wirkte sich über 1776 hinaus bis zu W. Wilson und weiter aus. Eine ungebrochene

historische Kontinuität vom 17. Jahrhundert bis heute ist eine Konstante amerikanischer Geschichte.

Politische Revolution

Der einhellige Widerstand gegen die einseitigen englischen Besteuerungsmassnahmen nach dem zu beiden Seiten des Ozeans geführten Siebenjährigen Kriege erst liess das Gemeinsame der nur zum Teil ähnlichen, zum Teil einander aber sehr unähnlichen Kolonien erkennen. Dieser Widerstand führte zur schwersten Erschütterung des britischen Weltreiches und zur Geburt einer grossen Nation.

Der Widerstand, durch Reden und Broschüren wie durch Gewaltakte ausgeübt, führte erst nach dem Kriegsausbruch zur Unabhängigkeitsbewegung, und auch die Erklärung vom 2. Juli 1776 (zusammen mit der Erklärung der Menschenrechte) kam erst nach längeren, gründlichen Erörterungen zustande. Die Unabhängigkeitsidee war früher wohl etwa theoretisch erörtert worden, und auch in England war diese Möglichkeit von einzelnen früh erkannt worden. Führend in mancher Hinsicht war Boston Mass. Hier erschien im Januar 1776 eine Broschüre von Th. Paine, einem frisch zugewanderten Korsettmacher und Publizisten, die das Gedankengut der kontinentalen und amerikanischen Aufklärung, wenn auch nicht original, so doch höchst eingänglich zusammenzufassen wusste.

Mit Nachdruck wurde auch auf die Entwicklung von 1781 bis 1787 hingewiesen, auf den Weg vom machtlosen Staatenbund zum Bundesstaat, für den die Schweiz so viel mehr Zeit brauchen sollte. Es waren Vertreter der, unter sich übrigens nicht einigen, virginischen Oberschicht, die den Konvent von Philadelphia einberiefen (Jefferson war gegen die Zentralisierung und war dort nicht vertreten). In der Verfassung von 1789, die, nur durch Amendments erweitert, bis heute nie eine Totalrevision erlebt hat, war übrigens die Frage der schwarzen Sklaven und der Indianer nicht be-

rührt. Diese konnten nach den damaligen Anschauungen nicht Bürger sein.

Im Unterschied zur französischen Revolution war die amerikanische sogleich erfolgreich, eine Revolution, die auch ihre Kinder nicht auffrass. Entstanden war die erste grossräumige Republik seit der Römerzeit.

Industrielle Revolution

Der politischen entsprach die industrielle Revolution und folgte ihr fast auf dem Fusse. Sie nahm ihren Ausgang im Nordosten der Union, bereitete sich aber sehr rasch aus, besonders seitdem durch den Sezessionskrieg die Sklavenhalteraristokratie des Südens der nordöstlichen Leistungsgesellschaft Platz gemacht hatte. Wirtschaftliches Wachstum setzte seit 1815 ein, also um mehr als eine Generation nach England, aber in rasantem Tempo und zufolge der immensen Verfügbarkeit an Boden und Menschen, an Kapital und Unternehmungsgeist alles Europäische in den Schatten stellend.

So erfolgte die Mechanisierung der Baumwollspinnerei früher als in der Schweiz, die der Weberei gar früher als in England. Die Entwicklung der Technik löste sich völlig vom englischen Vorbild. Maschinenindustrie blühte vor 1850 auf, sehr früh auch, mit 10 Jahren Vorsprung vor der Schweiz, die Fabrikation von Nahrungsmittelkonserven.

Widerstände nach der Art des Fabrikbrandes von Uster fehlten. Mit zünftlerischen Ueberlieferungen wie mit der Furcht vor Ueberproduktion war in Amerika nicht zu rechnen.

Schon um 1850 setzte die Rationalisierung ein, ein frühes Fliessbandsystem findet sich in der Fleischverwertung von Chicago seit den 1850er Jahren (also um 60 Jahre vor Ford).

Amerikanischer Imperialismus

Auch im vierten Vortrag sah der Hörer, wie schon im ersten, sehr frühe Linien bis zur Gegenwart ausgezogen. Es war darin aller-

dings weniger vom Aufstieg der USA zur Weltmacht die Rede, wie es vorgesehen war, als von amerikanischem Imperialismus. Nach einer notwendigen und nützlichen Erörterung des Begriffes des Imperialismus war zu hören, im amerikanischen wie in jedem Imperialismus sei ein zivilisatorisches Sendungsbewusstsein verborgen, allerdings ein weithin unechtes, das zu entmythologisieren sei. Man vernahm von dem amerikanischen informellen Imperium, von der indirekten, stark wirtschaftlich bestimmten Herrschaftsausübung und ihrem Bemühen, für Zeiten der wirtschaftlichen Ueberkapazität Absatzmärkte zu sichern. Deshalb die Anlage von weltweiten Stützpunkten.

Gegenüber der überaus starken sozialen Bewegung in der Zeit der Jahrhundertwende sollte diese Art von Imperialismus stabilisierend wirken, im Zeitpunkt also des amerikanisch-spanischen Krieges von 1898, der sogar zu Annektionen, die aber jetzt alle abgebaut sind, führte. Die indirekte Beherrschung von Cuba dauerte bis zu Fidel Castro. — «Offene Tür» ist bis heute ein Leitwort des amerikanischen Imperialismus.

Andere Facetten amerikanischen Sendungsbewusstseins wurden in den Manifesten der antiimperialistischen Liga laut. — Besonders als Antwort auf gestellte Fragen wurde klar, dass amerikanische Weltpolitik auch in ihrem Antikolonialismus auf der einen Seite von altem Sendungsbewusstsein zeugt, auf der andern durchaus wirtschaftlich bestimmt ist. Im heutigen Moment sind auch wahltaktische Ueberlegungen nicht auszuschliessen. -d -r

Politische Korruption und ihre Bekämpfung

Nachdem in den vier ersten Vorträgen des vom Historischen und vom Lehrerverein veranstalteten Zyklus von vier ganz bestimmten, ebenso singulären wie positiven Aspekten der amerikanischen Geschichte die Rede gewesen war, nämlich von der englischen Einwanderung, von politischer und wirtschaftlicher Re-

volution und vom amerikanischen Ausgreifen über seine Grenzen hinaus (leider aber nicht eigentlich von seiner Weltmachtstellung), hatte sich Prof. H. R. Guggisberg bei seinem zweiten Glarner Vortrag vom 22. Oktober die Aufgabe gestellt, einen wenn auch wenig glanzvollen, so doch ebenso sehr realen Aspekt amerikanischer Geschichte zu behandeln, das Problem der politischen Korruption. Ausgangspunkt war dabei natürlicherweise der Watergate-Skandal, von dem vor wenigen Jahren alle Zeitungen voll waren, jener Versuch eines Einbruches einer republikanischen Bande in das Hauptquartier der demokratischen Wahlorganisation im 6. Stockwerk eines grossen Geschäftshauses in Washington, ein Unternehmen, dessen Fäden und dessen Mitwisserschaft bis ins Zentrum des Weissen Hauses liefen und schliesslich das bis dahin unerhörte Ereignis des Rücktrittes eines Präsidenten zur Folge hatte.

Bei solchen Dingen geht es um den Missbrauch der politischen Macht, und es zeigt sich einmal mehr, wie der Berichterstatter vielleicht interpretierend sagen darf, dass Macht nicht an sich böse ist, aber immer in Gefahr steht, in das Böse und Missbräuchliche abzugleiten. Die Republikaner wollten 1972 um jeden, auch den verwerflichsten Preis, an der Macht bleiben, weil sie, wie sie immer wieder zum Ausdruck brachten, das um der nationalen Sicherheit willen für notwendig hielten. Dieses Motiv der nationalen Sicherheit wurde nicht nur im Wahlkampf, sondern auch in der Ausübung der politischen Macht überaus stark strapaziert, führte zur Täuschung der Öffentlichkeit durch offizielle Berichte, die nicht frei von Fälschungen waren, zur unerlaubten Ueberwachung innenpolitischer Gegner als subversiver Elemente. Es kam zu einer in Friedenszeiten unerhörten Machtausweitung der Exekutive gegenüber den andern staatlichen Gewalten. In Reaktion auf all das traten in den beiden letztvergangenen Jahren aber auch eine Neubesinnung und ein sehr kräftiges Herumwerfen des Steuers ein. Noch nie ist die

Bekämpfung jeglicher Korruption so energisch an die Hand genommen worden wie seit 1974.

Nun aber konnte Prof. Guggisberg dartun, dass solcher Machtmissbrauch in Amerika nicht von heute ist, sondern eigentlich seit den Anfängen immer und immer wieder in grösserem oder kleinerem Ausmass vorgekommen ist, in sehr starkem Kontrast zu den immer wieder verkündigten Postulaten der Gerechtigkeit und der Nächstenliebe, die die Politik der neuen Republik leiten sollten. Bei den Präsidentschaftswahlen vor genau hundert Jahren kam es gar zu einer Fälschung des Wahlergebnisses von der fragwürdigsten Art, die im Grunde viel weiter ging als der Watergate-Ueberfall, wo der Anschlag immerhin Versuch geblieben ist. Andererseits war der Präsident selbst nie so direkt kompromittiert wie jetzt.

Korruption im eigentlichsten Sinne des Wortes aber liegt da vor, wo die innegehabte Macht auch wirtschaftlich missbraucht wird. Auf allen Ebenen amerikanischer Politik, in Gemeinde, Einzelstaat und Union waren die USA sozusagen von Anfang an davon nicht frei, wie nun wenigstens für die Bundesebene an zahlreichen Beispielen dargelegt wurde.

Nicht erst von heute sind aber auch die Gegenmassnahmen. Bedeutende Teilerfolge erzielten namentlich die Verwaltungsreformen auf Staats- und Bundesebene, die unter den Präsidenten Th. Roosevelt und W. Wilson zwischen 1890 und 1917 Annahme fanden.

Politische Korruption gibt es, so dürfen wir uns sagen, natürlich nicht nur in den USA; infolge des rückhaltlos gehandhabten Prinzips der Oeffentlichkeit wird aber hier das Missbräuchliche viel schneller weltbekannt. Die jüngsten Vorgänge haben geradezu zu einer Erschütterung des Selbstverständnisses und des Selbstbewusstseins der Amerikaner und damit der Weltmacht der USA geführt. Wir dürfen nicht ohne Hoffnung sein, dass sich aus der Erschütterung allmählich diejenige neue Festigkeit ergeben wird, die die Welt als Gegengewicht gegen andere Machttendenzen doch wohl nötig hat.

-d -r

Vom Aufbau der alten Eidgenossenschaft

*Vortrag von Prof. W. A. Liebeskind,
Genf / Mühlehorn, vom 20. November
(405)*

Ueber den Aufbau der alten Eidgenossenschaft vor 1798 hat Prof. W. A. Liebeskind (Mühlehorn), der als eines der ältesten Mitglieder jüngst im Historischen Verein sprach, zeitlebens viel nachgedacht, seinen Genfer Studenten als Rechtshistoriker vorgetragen, auch publizistisch manches formuliert, wie in dem Bande «Institutions politiques et traditions nationales», den die Genfer Rechtsfakultät vor drei Jahren zu Ehren ihres ältesten Mitgliedes herausgegeben hat, nachgelesen werden kann.

Im Sinne eines fassbaren Résumés sei an dieser Stelle vor allem festgehalten, dass es nicht von ungefähr ist, wenn auf dem Titelblatt des von M. Merian der Schweiz gewidmeten Kupferstichwerkes ausdrücklich Helvetien, Rhaetien und das Wallis genannt werden. Die beiden letzteren dürfen nicht einfach unter den Zugewandten Orten, die sich schon durch ihre geringe Grösse stark von ihnen unterscheiden, genannt werden. Wallis und Rhaetien waren grossräumige, relativ bevölkerungsreiche Staatswesen für sich, ganz besonders Graubünden, das ein Bundessystem für sich darstellte, das kaum seinesgleichen hat. Wallis und Graubünden standen nur in loser Beziehung zu den 13 Orten, sie hatten je eigene Untertanengebiete, empfangen und entsandten eigene diplomatische Vertreter. Darüber konnten sich die Zuhörer des Vortrags vom 20. November eingehend belehren lassen. -d -r

Aus Mitlödis Kirchengeschichte

*Referat von Dr. Chr. Brunner in Schwanden
4. Dezember
(406)*

Nach einem freundlichen Hinweis von Ständerat Dr. F. Stucki, Vizepräsident des Historischen Vereins, auf zwei neuerschienene Bü-

cher, die den Namen des Vereinspräsidenten, sei es als Verfasser, sei es als Herausgeber auf dem Titelblatt aufführen, erteilte Präsident Dr. E. Vischer nach einer knappen Einführung in das Thema Dr. Ch. Brunner das Wort zu seinem Vortrag «Aus der Kirchengeschichte von Mitlödi».

Der Referent, der früher oder später eine neue Kirchengeschichte von Mitlödi schaffen wird, hatte für einmal zwei Pfarrergestalten herausgegriffen, die beide nach nur kurzem Wirken ihre Gemeinde gegen ihren Willen haben verlassen müssen, 1808 der eine, 1926 der andere. Der Vortrag basierte auf sehr sorgfältigen Studien und fesselte durch Tiefe und Lebendigkeit. Sowohl Andreas Tschudi (1779—1812) als auch Willy Kobe (geb. 1899) erlitten Anfechtungen nicht wegen spezieller dogmatischer Ansichten (solche wurden, wo sie vorhanden waren, gar nicht beachtet), sondern sie erregten Anstoss wegen sozialer und politischer Bestrebungen, in deren Dienst sie auch die Predigt stellten.

Andreas Tschudi, geboren als Sohn eines Metzgers in Jenaz, hat allem Anschein nach an keiner hohen Schule studiert, sondern dürfte bei einem erfahrenen Pfarrer «in die Lehre gegangen» sein; doch war es, wie seine umfassenden literarischen Kenntnisse dartun, offenbar eine tiefe und umfassende Belehrung, die er in dem uns bisher nicht bekannten Pfarrhaus empfing. Ein geradezu existentielles Jugenderlebnis hatte ihn die soziale Ungleichheit am eigenen Leibe verspüren lassen. Der Kampf gegen die Armut wurde sein Hauptanliegen, nicht auf dem Wege der Wohltätigkeit, sondern durch die verschiedensten sozialen und volkswirtschaftlichen Reformen und Neuerungen. Angelpunkt seines Kampfes gegen die Armut war aber der Ruf nach einer Volksschule, die den Armen lehre, sich selber zu helfen. Dazu kam eine Gesangbuchreform, wie sie Ennenda bereits vorgenommen hatte.

Es waren lauter Dinge, die gegen das Herkommen verstießen. Auf einzelne Kränkungen schon in frühen Jahren erfolgte im September

1808 die brüske Vertreibung, gegen die weder der evangelische Rat noch die Synode etwas taten. In Bilten, wo man Pfarrer A. Tschudi gerne aufnahm, führte er denselben Kampf als Freund der Armen weiter, jetzt aber, auch unter dem Druck der Zeitereignisse, stark in Endzeitvorstellungen lebend. Am 6. Juni 1812 starb er an der Malaria.

Willy Kobe, von 1923 bis 1926 Pfarrer in Mitlödi, war ein Schüler von L. Ragaz, Religiös-Sozialer, Antimilitarist und Alkoholgegner wie zahlreiche seiner theologischen Generationsgenossen (auch K. Barth und E. Brunner in ihren Anfängen). In Mitlödi fühlten sich nicht nur die Industriellen, sondern auch die Gewerbetreibenden angegriffen: Formell ging es auch um die Unterscheidung von Amtssphäre und Privatsphäre des Pfarrers. Kobe selber sieht in seiner (bisher nicht veröffentlichten) Lebensrückschau sein Mitlödner Erleben als den Zusammenstoss radikaler christlicher Verkündigung mit dem Gewohnheitschristentum.

Die rege geführte Aussprache zeigte, dass in beiden Fällen Fragen aufgeworfen wurden, die noch heute an Aktualität nichts verloren haben.

-d-r